

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 11

November 1932

Jahrgang IX

AUS SCHLESISCHEN HEIMATMUSEEN

Von Edmund Glaeser

Der Gedanke, die beweglichen Dokumente der Vergangenheit ländlicher und städtischer Kultur zu sammeln, um in kleinem Kreise auf diese Weise ein anschauliches Bild der geschichtlichen Entwicklung der heimatlichen Kultur von den Zeiten der Urgeschichte bis zur Gegenwart zu gestalten, ist von Jahr zu Jahr volkstümlicher geworden. Waren es im 19. Jahrhundert nur wenige Vereine und Persönlichkeiten, vornehmlich in großen Städten, aus deren segensreicher Tätigkeit große Institute dieser Art entstanden sind, wie das Schlesische Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau oder die Oberlausitzer Gedenkhalle Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz, so entstanden im Anfang des 20. Jahrhunderts, vornehmlich nach dem Kriege von 1914/18 bis auf den heutigen Tag, allenthalben in schlesischen mittleren und kleineren Städten, ja auf dem Lande, Heimatmuseen, Heimatsammlungen, Heimatstuben. Die gewaltigen Ereignisse von 1914/18 und all das Geschehen, was sie im Gefolge hatten, erfüllten den deutschen Menschen des Ostens mit um so tieferer Liebe zu dem Letzten und Teuersten, was ihm geblieben ist, zu seiner Heimat.

Erzeugnisse der Volkskunst und Erzeugnisse guter alter Handwerklichkeit im Verein mit eindrucksvollen historischen Dokumenten und Bildern sind der Hauptbestandteil unserer schlesischen Heimatmuseen. Und wenn eine geschickte Hand diese Sammlung der Kulturdokumente Schlesiens von der Urgeschichte über das Mittelalter bis zur lebendigsten Gegenwart fortführt und auch gerade das Bild der gegenwärtigen Kultur nicht vergißt, sondern taktvoll und mit Auswahl des Geschmacks gestaltet, dann ist ein Heimatmuseum nicht eine Sammlung kurioser Altertümer, die es keinesfalls sein darf, sondern ein heller Spiegel und ein lebendiger Querschnitt durch die Geschichte eines begrenzten Bezirkes.

Die Mehrzahl der schlesischen Heimatmuseen hat diese Gedankengänge in erfreulicher Weise verwirklicht. Der größte Feind der Museen ist der Mangel an Raum. Mit den gegebenen Raumverhältnissen geschickt zu operieren, darin liegt die größte Wirkung. Es ist ein Haupterfordernis, in einer Heimatsammlung nicht planlos die Gegenstände in vielfachen Exemplaren aneinander zu reihen, sondern aus den vorhandenen Beständen und den Zugängen das Beste herauszunehmen, sinnfällig zu ordnen und so einen Anschauungsunterricht im großen Stil zu gestalten.

Der Museumsleiter kommt dabei in eine gewisse Verlegenheit. Niemals darf er einen Gegenstand, der ihm geschenkt wird, zurückweisen. Kann er ihn nicht aufstellen, so soll er ihn getrost in das Depot legen, um ihn einmal bei besonderer Gelegenheit, wie bei einer Sonderausstellung eines speziellen Gebietes, vorübergehend zu zeigen. Die Mehrzahl der Gegenstände heimatlicher Sammlungen besteht aus Stiftungen. Diesen guten Willen aus allen Kreisen der Bevölkerung, die damit einen Gemeinsinn bekunden, soll man immer wieder dank-



AUS SCHLESISCHEN

Biedermeier-Zimmer aus dem Neusalzer Heimatmuseum

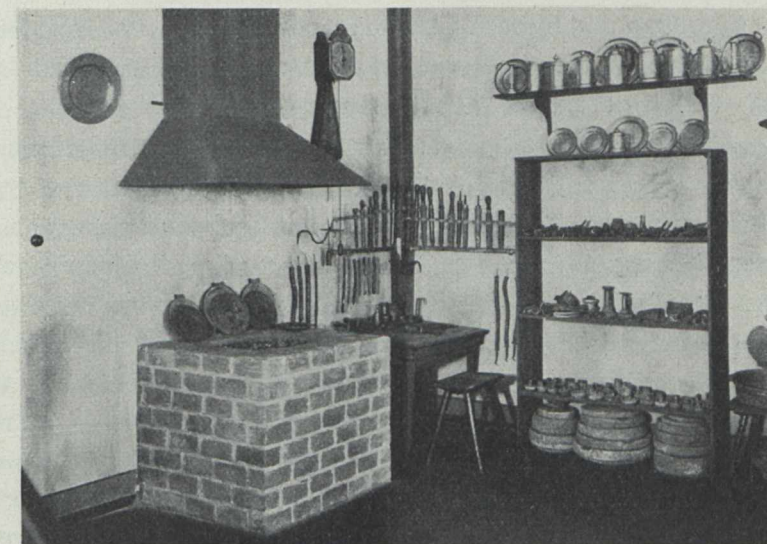
Blick in die Räume für Kirchenkunst aus dem Heimatmuseum in Brieg, untergebracht in dem alten Piastenschlosse



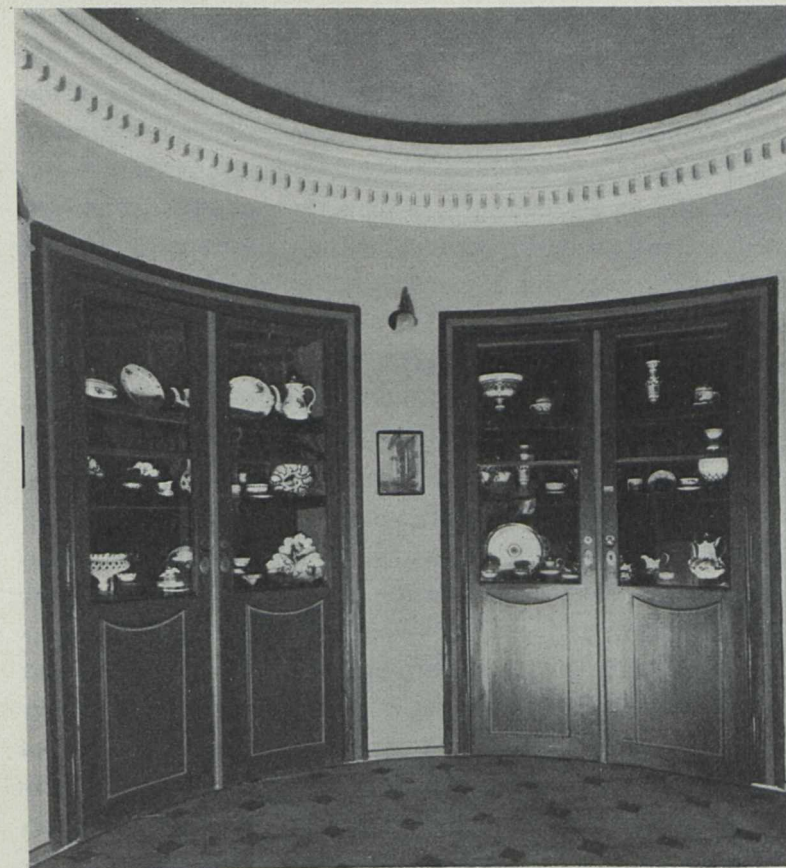
phot. C. Gröger

376

HEIMATMUSEEN I



Zinngießwerkstätte im Heimatmuseum von Glogau



Kuppelhalle mit Waldenburger Porzellan im Heimatmuseum in Waldenburg, einem schönen alten Patrizierhause

377

bar begrüßen und fördern. Der einfache Mensch, der irgendein belangloses Stück stiftet, kann einige Wochen später einen Gegenstand von höchstem Interesse einliefern. Derartige Fälle haben geschickte Museumsleiter hundertfach erlebt.

Glücklich sind die Heimatmuseen, welche für die Beherbergung ihrer Sammlungen über einen würdigen und schönen Raum verfügen. Das Ideal sind eigene Gebäude. So haben die Heimatmuseen in Görlitz, in Bunzlau und das Riesengebirgsmuseum in Hirschberg eigene Häuser. Während die Görlitzer Sammlung in einem eigentümlichen Repräsentationshaus der Oberlausitzer Gedenkhalle, die wie eine merkwürdige Verkleinerung des Reichstagsgebäudes in Berlin wirkt, untergebracht ist — seine Sammlungen sind gegenwärtig in der Umgruppierung begriffen, indem die Urgeschichte und die Sammlung der Görlitzer Stadtgeschichte in den Kaisertrutz übergeführt werden —, hat das Riesengebirgsmuseum in Hirschberg ein eigenes Haupthaus und sehr zweckmäßige und charakteristische Nebengebäude. Dort hat man ein Gebirgsbauernhaus für die Unterbringung der ländlichen Kultur errichtet, und für die Aufnahme der alten Hirschberger Bürgerkultur hat man eines der schönen Barockhäuser der Hirschberger Schleierleinen-Fabrikanten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts in kleineren Ausmaßen gebaut. So ist in Hirschberg ein vorbildliches zusammenhängendes kleines Museumsviertel entstanden, das aber heute auch schon unter dem Mangel an Raum leidet. Bunzlau besitzt ein würdiges und schönes Gebäude zur Unterbringung seiner reichen Schätze. Unter ihnen ist der große Topf aus dem Jahre 1753 als Kuriosum weit über die Grenzen dieser Stadt hinaus bekannt.

Die vorgenannten Bauten stammen aus den wirtschaftlich glücklichen Vorkriegszeiten. In der Nachkriegszeit sind außer dem reizvollen kleinen Leuthener Schlachten-Museum größere Museumsbauten in Schlesien nicht entstanden. Eine Ausnahme bildet Beuthen OS. In dieser Stadt wurde ein ganz modernes öffentliches Gebäude von großen Ausmaßen errichtet, das nicht nur der Unterbringung der städtischen Bank und Sparkasse dient, sondern das Platz genug fand, um in hellen und übersichtlichen Obergeschossen die reichen Sammlungen des Beuthener Museums mit der großartigen naturkundlichen Sammlung aus dem bald überfluteten Staugebiet von Ottmachau zu beherbergen, die einer der treuesten Heimatler Schlesiens, Major Drescher, in jahrzehntelanger wissenschaftlicher Arbeit zusammengetragen hat. Dieses Museum darf als eines der schönsten Heimatmuseen im schlesischen Raum bezeichnet werden.

Groß ist die Zahl derjenigen Museen, die in historischen Gebäuden untergebracht sind. Unbenützte Kirchen und Klöster, wie in Löwenberg und Ratibor, Stadtschlösser, wie Brieg oder Nimptsch, vornehme Patrizierhäuser, wie Waldenburg, bischöfliche Gebäude, wie Neisse, bilden den würdigen und ästhetischen Rahmen für die Unterbringung heimatlicher Sammlungen. Oft konnten nur Teile derartiger Baulichkeiten für Museumszwecke zur Verfügung gestellt werden. So wird nach jahrelanger Einsargung die schöne Heimatsammlung von Sagan in einem ehemaligen Refektorium des dortigen Jesuitenklosters Aufnahme finden, das damit schöneren Bestimmungen zugeführt wird wie bisher, da es jahrelang als Zuchthaus benutzt wurde. Ein anderes gutes Beispiel der Verwendung eines historischen Gebäudeteiles ist die Unterbringung der Heimatsammlung zu Bolkenhain im Haupthaus der Bolkoburg. Die schönste Unterbringung eines schlesischen Heimatmuseums in histo-

rischen Gebäuden besitzt Brieg, im Erdgeschoß seines Piastenschlosses. Hier sind die reichen Schätze, unter denen besonders die mittelalterliche Plastik hervorragt, mit großer Wirkung untergebracht, und eine der interessantesten zeitgenössischen Malereien, der Stammbaum der Piastenfamilie zu Brieg, ist in Verbindung mit erläuternden Dokumenten und Bildern ein vortreffliches Beispiel lebendigsten historischen Anschauungsunterrichtes. Der Anschauungsunterricht ist ja bei Museen überhaupt das Wichtigste und Wertvollste. Ein Schulbeispiel dafür, wie ein Museum an Rummangel und der damit verbundenen Überfüllung unübersichtlich wurde, bildete Neisse. Das schöne alte Bischofshaus konnte die reichen Sammlungen längst nicht mehr fassen, und es ist von der jetzigen Leitung besonders verdienstlich, unter taktvoller Berücksichtigung des allmählichen Wachsens und Werdens der Sammlungen eine vorbildliche Neuordnung geschaffen zu haben. Die geschickte Anordnung der Schätze von Kunstschmiedearbeiten in einem Gang und die Aufstellung eines Modelles der Stadt Neisse aus dem 18. Jahrhundert sind gute Beispiele einer solchen Arbeit. Die wirkungsvollste Art, alte Kultur den Menschen der Gegenwart zu übermitteln, ist aber immer die getreue Darstellung von Wohnräumen alter Zeiten. Das ist vorbildlich geschehen im Heimatmuseum zu Neusalz mit der Darstellung eines reizvollen Biedermeierzimmers, eines Wohnzimmers aus der Zeit des zweiten Kaiserreiches 1850—1870 und einer Schiffer- und Bauernküche.

Daß selbst kleinste Heimatsammlungen diesen Anschauungsgedanken mit Geschick verwirklichen, zeigt die kleine Stadt Beuthen an der Oder, deren tüchtiger Museumsleiter in einem Zimmer „Beuthen vor 100 Jahren“ die Dokumente der dortigen alten Kultur sehr anschaulich und feinsinnig zusammengestellt hat.

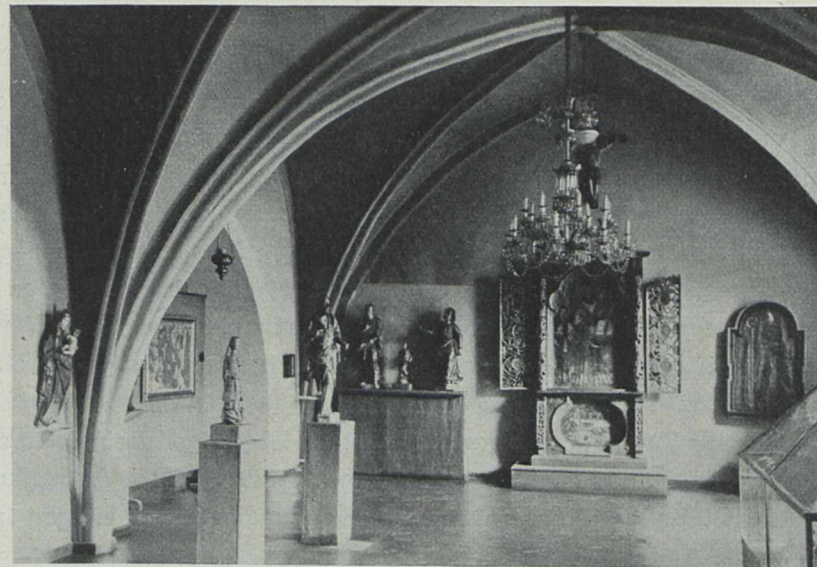
Einzelzimmer vergangener Kulturepochen lassen sich naturgemäß am besten aufstellen, wo in einem Hause solche getrennten Räume schon vorhanden sind. Daher sind alte Patrizierhäuser des 18. Jahrhunderts vornehmlich für die Aufnahme von Heimatmuseen geeignet. Ein vortreffliches Beispiel hierfür bietet Waldenburg, das in einem schönen alten Bürgerhause die Wohnkultur vergangener Jahrhunderte in erlesenen Stücken und in vornehmer Beschränkung zum Ausdruck bringt. In gleichem Sinne arbeitet das Museum zu Liegnitz. Dieses Museum hat das Glück, ein eigenes Haus zu besitzen: die testamentarische Stiftung eines reichen Liegnitzer Bürgers, der sein umfangreiches Wohnhaus in den großen Ausmaßen der 60er Jahre für diese Zwecke geschenkt hat. In lückenloser Folge sind die Wohnkulturen aus der Zeit des Mittelalters bis zu den Jahren um 1880 in geradezu vorbildlicher, musterhafter Weise dargestellt. Das Turmzimmer aus dem Liegnitzer Piastenschloß, das Biedermeierzimmer der Fürstin zu Liegnitz, der morganatischen Gattin Friedrich Wilhelms III., und das für unsere Begriffe höchst eigenartig wirkende Zimmer der 80er Jahre, das aber heute eben schon in ein kulturhistorisches Museum gehört, sind treffliche Beispiele wirklich guter Museumsarbeit.

Doch nicht nur Wohnkultur ist zweckmäßig an lebendigen Beispielen darzustellen, sondern auch Handwerkskultur. Hier ist als Muster zu erwähnen die Aufstellung einer alten Zinngießer-Werkstätte im Heimatmuseum zu Glogau, die bis vor einigen Jahren in unübersichtlichen Schaukästen magaziniert war.

AUS SCHLESISCHEN

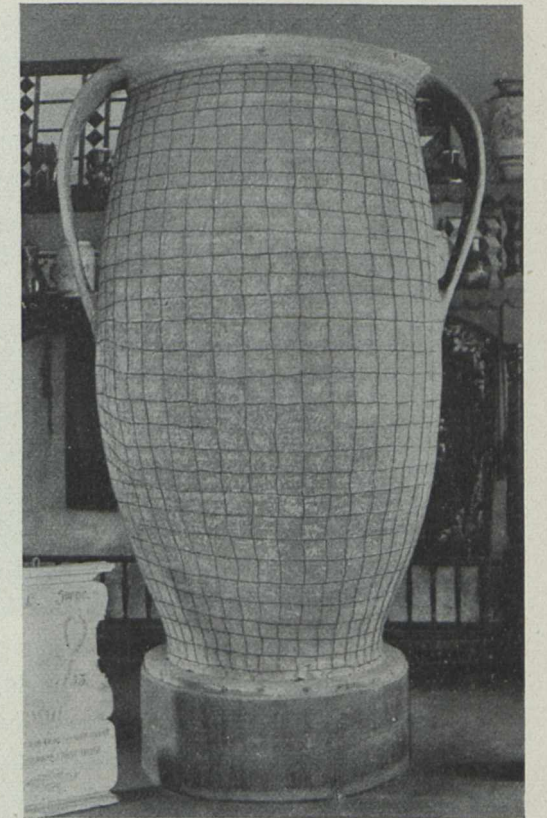


Eine schöne Sammlung
schmiedeeiserner Arbeiten
im Heimatmuseum in Neisse

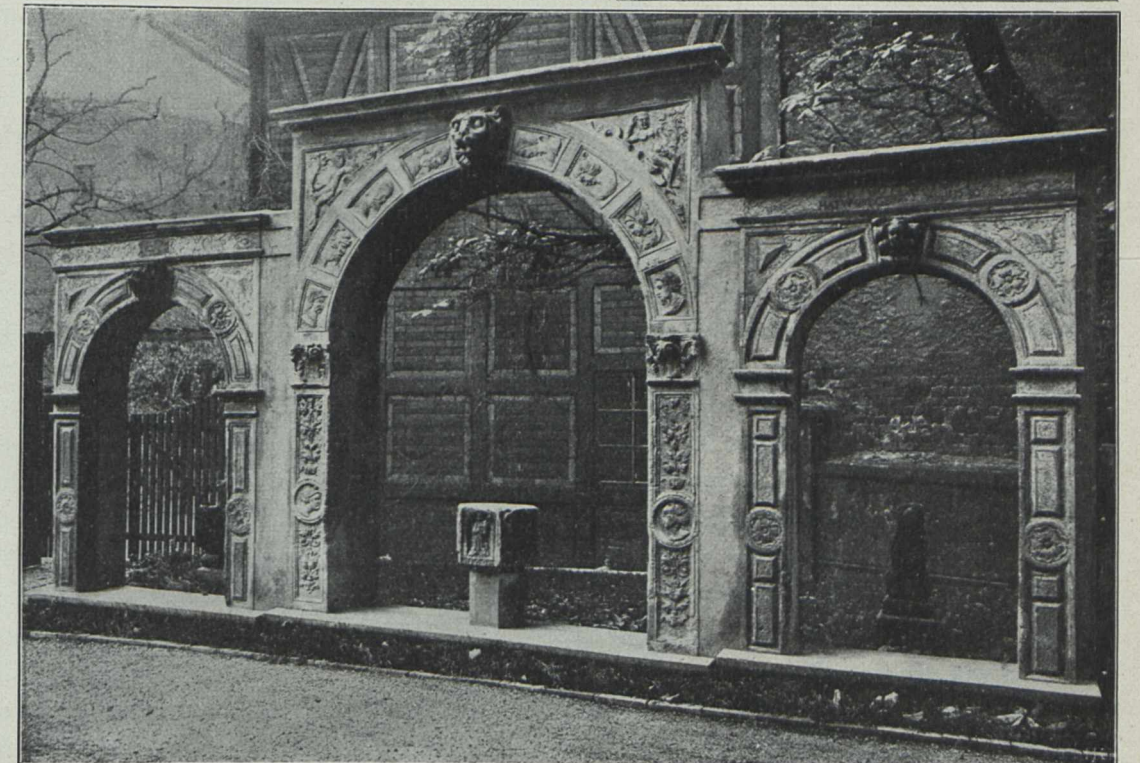


Blick in die kirchliche
Abteilung im Heimat-
museum in Ratibor O.S.

HEIMATMUSEEN II



Der Große Topf von 1753
ein Hauptstück des Heimatmuseums in Bunzlau
Der Topf faßt beinahe 2000 Liter



Renaissance-Portale
im Museumsgarten
des
Niederschlesischen
Museums in Liegnitz

Viele schlesische Heimatmuseen haben ihr eigenes Gesicht. Im Mittelpunkt steht die Würdigung einer besonderen Persönlichkeit, die in der Stadt geboren ist oder gewirkt hat. Das museal vortrefflich verwaltete und übersichtliche kleine Museum zu Sprottau heißt nach Sprottaus bedeutendem Sohne „Heinrich Laube-Museum“. Die Erinnerungen an diesen Dichter und Dramaturgen geben dem Museum eine besondere Note. Freystadt in Niederschlesien sammelt in seinem Museum besonders die Uniformen der preußischen Armee und des alten deutschen Heeres aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Grünberg hat die Schätze seiner alten Kultur sinnfällig geordnet, indem eine ehemalige altlutherische Kirche hierzu verwandt wurde und in Einzelräume abgeteilt worden ist.

Wie wichtig das Vorhandensein von Einzelräumen ist, beweist die Übertragung des Heimatmuseums Glatz aus einem großen Refektorium des dortigen Jesuitenklosters in die Kasematten des historischen Donjons. Diesem Museum wurden seine bisherigen Räume zwecks anderer Verwendung gekündigt. Mit großen Geldopfern wurde ein Trakt der weitläufigen Kasematten der alten Festung hergerichtet, und es steht zu hoffen, daß die Schätze dieses Museums in den neuen Räumen des alten historischen Bauwerkes, das jeder Fremde in Glatz besucht, anschaulich und übersichtlich ausgebreitet werden.

Häufig sind Museen auch in Rathäusern und in Schulen untergebracht. Dort führen sie leider ein meist nur geduldetes Dasein, und es wird stets von dem Wohlwollen und dem Verständnis des Bürgermeisters und der Geschicklichkeit des Museumsleiters abhängen, ob diese Duldung sich zu einem dauernden Wohnrecht verwandelt und ob die Möglichkeit geschaffen wird, einen würdigen Rahmen für ein Museum zu finden.

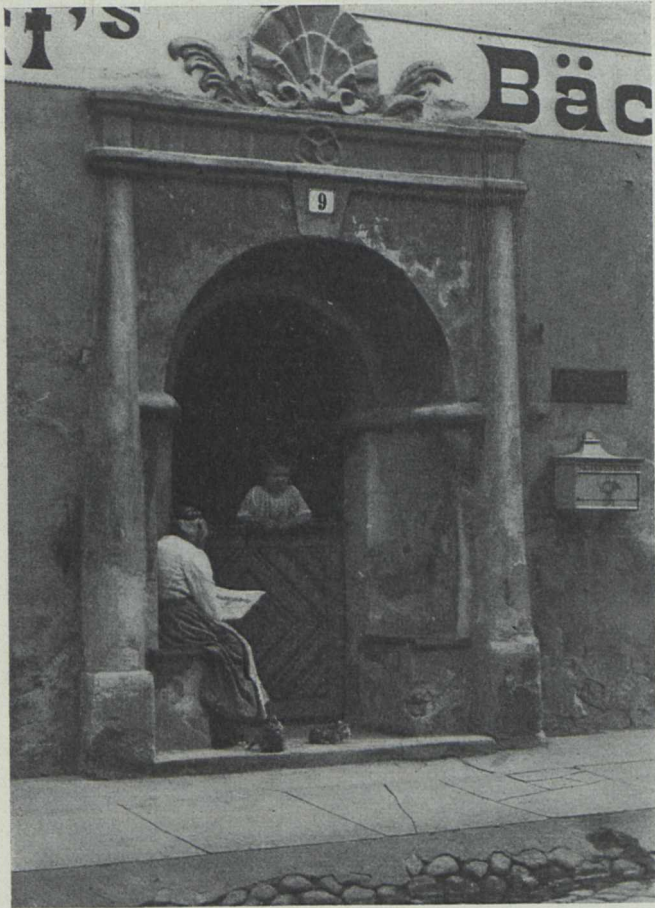
Von großer Wichtigkeit für die Errichtung von Heimatmuseen ist die gleichmäßige Behandlung des gesammelten Stoffes. Es darf in keinem Heimatmuseum, das in einer an Urgeschichtsfunden reichen Gegend liegt, vorkommen, daß dieses wichtige Gebiet vernachlässigt wird. Es wird Aufgabe der berufenen Stellen sein, die Heimatmuseen im Sinne der wahren und lebendigen Volksbildung zu betreuen und zu fördern.

Der Raum dieser Abhandlung verbietet es, auf die Schilderung sämtlicher etwa 65 Heimatmuseen einzugehen. Ihr Gedeihen und ihre Blüte wird immer abhängig sein von der geeigneten Persönlichkeit, die ihre Kräfte zumeist ehrenamtlich in den Dienst der guten Sache stellt. Als ein leuchtendes Beispiel hierfür sei das Heimatmuseum Steinau a. d. Oder erwähnt, das heute noch der 86 jährige Nestor praktischer schlesischer Heimatpflege und Urgeschichtsgrabung, Gustav Ullrich in Steinau, verwaltet. Schlimm aber steht es um solche Museen, die ihres Betreuers und Förderers beraubt sind und bei denen durch Mangel an Energie oder Verständnis ein Nachfolger nicht gefunden wurde. Auch solche Beispiele gibt es in Schlesien. Eine der schönsten alten Städte, die ich im Rahmen dieser Abhandlung nicht nennen will, besitzt ein Museum mit wundervollen Schätzen, untergebracht in einem würdigen schönen Raum. Dieses Museum ist vollständig verstaubt und verwahrlost. In solchen Fällen wird es eine besonders dankenswerte Aufgabe der zuständigen Behörden ebenso wie der freiwilligen Hingabe verständnisvoller Bürger sein, alte Mißstände zu beseitigen und dafür Neues zu schaffen. Denn nichts ist so beschämend, als wenn ein Volk seine Geschichte und die Güter seiner Kultur vergißt, im großen ebenso wie im kleinsten Kreise.

Das Museum des Riesen-
gebirgsvereins in Hirschberg,
1913 erbaut von Baurat Grosser



Das Heinrich Laube-Zimmer
im Heimatmuseum Sprottau



Kleinstadt-Idyll
Portal einer Bäckerei in Beuthen a. Oder

Lichtbild von Karl Franz Klose (Breslau)

ZUM BILDE EICHENDORFFS

Von Ernst Lissauer

Am 26. November jährt sich der Todestag des Dichters zum 75. Male.

Wenn wir völlig in die Eichendorffschen Lieder eintauchen, wenn wir uns das Wesen dieser stofflosen und dennoch so gar nicht verblasenen Verse zu innerst aneignen, wenn wir diese Lyrik als eine Gesamtheit, als eine aus Klang und Duft gehauchte, in sich selbst ruhende Welt erleben, dann haben wir kaum das Gefühl, daß sie von einem einzelnen Menschen, und zwar des 19. Jahrhunderts, geschaffen wurden. Viele dieser Lieder scheinen sich, wie Caroline Schlegel einmal von Brentanoschen sagte, „vor langer Zeit selbst gemacht zu haben“. Und wenn wir uns etwa doch einen Dichter dieser Lieder vorstellen, so ähnelt er jenem „Taugenichts“, der ja tatsächlich manche auf seiner fröhlichen Wanderung singt. Aber hat dieser Taugenichts eine wirkliche, eine — Verzeihung für das Wort! — bürgerliche Existenz? Wenn er am Schlusse heiratet, ist es bedenklich, daß sein Name in eine Amtsmatrikel eingetragen wird? Und hat er denn einen Vatersnamen? Sein Vater ist der Müller aus dem Volkslied, von dem es am Anfang heißt: „Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig.“

Indessen, der Freiherr Josef von Eichendorff hat gelebt. Was war er? Ist er als ein fahrender Geselle gewandert? Oder hat er bei Freunden, in Mansarden und Schlössern, gewohnt, am Rhein, in Österreich, in Italien? Nichts von alledem: der Freiherr von Eichendorff war ein preußischer Geheimer Regierungsrat in Danzig und Marienwerder, dann in Königsberg, schließlich im Kultusministerium zu Berlin.

Wir werden, im Ernst gesprochen, nicht nach Art eines Backfischs vermuten, daß der Dichter jener bezaubernden Wander- und Frühlingslieder, jener entrückten lyrischen Novellen von verwunschenen Schlössern und verwilderten Gärten, von Glücksrittern und Glückskindern, nicht seinen Alltag gehabt habe; ja, wir wissen, im Einverständnis mit Grillparzers berühmtem Wort auf Wien, daß es für die ganze Poesie gefährlich ist, in halber zu leben. Und dennoch ist der Gegensatz zwischen den Briefen Eichendorffs und den Gedichten ungemein groß. Alle seine erreichbaren Briefe, nur 202 Stück, sind im zwölften Bande der von Professor Wilhelm Kosch herausgegebenen historisch-kritischen Ausgabe abgedruckt. Diese Zahl scheint für ein Leben von 69 Jahren ungemein gering. So sind, zum Beispiel, nur je ein Brief an seinen Bruder Wilhelm und an seinen Jugendfreund, Graf Loeben, mitgeteilt, und überhaupt mangeln Briefe aus der Frühzeit. Dafür aber sind uns die Tagebücher erhalten, welche den elften Band füllen und, von einem kleinen Anhang abgesehen, bis zum März 1812, also bis zu seinem 24. Geburtstag, reichen.

Und auf diesen Tagebüchern, auf dem einen oder anderen Briefe liegt ein verwandter Glanz wie auf Eichendorffs Dichtung. Da wird während der Konvikts- und Universitätszeit immer wieder von Musiken, Ständchen, Wanderungen gesprochen. So 1808 zu Heidelberg, unterm 9. Januar heißt es: „Ich blieb zu Hause und las Manuscripte von Isidorus (der dichterische Name seines Freundes Graf Loebens). Wunderbar zogen sie mich in ihre innerste Mitte, und die göttlichen Flammen schlugen über mir zusammen.“ Am 24.: „Auf dem Rückwege trafen wir kleine Mädchen mit Zythern, die wir singen ließen. Gespräch über Tieck und Novalis.“

Im Februar gibt es eine Liebesgeschichte; da heißt es unterm 7.: „Verunglückter Spaziergang nach Rohrbach mit Isid. etz. wie wir zurückkehren, geht K. mit dem Bruder nach Rohrbach. Mein Nachrennen u. Einhohlen, großer Wind. Trauer eines fast gebrochenen Hertzens. Sich selbst bedauern. Ich allein im Ochsen. Trüber Tag. Die Laden dunkel zu. Rauschen des Baches draußen. Nach kurzem Harren herzlich munterer Rückweg. Erzählungen von Schlesien. Abschied am Schießthore.“

Drei Tage später: „Hertzerschneidende Resignation . . . Schnupftuch. Winken d. die dürren Baume rechts am Hause. Unsägliche Bangigk.“ Am 14.: „Im Rückwegen Burschenlieder“; am 21.: „Schöner Sternenschein.“ am 6. März: „Am Dorfe an den Sträuchern des letzten Gartens.“

Am 10.: „An einem blauen Frühlingsnachmittag mit Isidorus über die Berge nach Neckargemünd zu spatzieren gegangen . . . Von der Brücke den Sonnenuntergang betrachtet. Feuersäule im Neckar u. Orangenduft. Feuermahlende Mühle (d. das Durchfallen der Sonnenstrahlen.)“ 13: „Mit Isid, Str. u. B. gegen Handschuchsheim spazieren. Mein

Singen: Da droben auf jenem Berge u. polnische Lieder.“Am 27.: „Dann schnell möglichst nach Rohrbach. (wo die Geliebte offenbar wohnte). Wieder beym Vater, u. Wein u. Nüße. — Roth u. schön. — Der schöne Wilhelm. — Gespräche über die Bibel. — (Schlaues Lauschen der kleineren Schwester.) Überall Protestantische Rothkappchenartige Sonntagsruhe. Fast mystisch.“

All diese und andere Stellen des Tagebuchs sind wie Stichworte zu Entwürfen Eichendorffscher Novellen. Aber als er im Januar 1811 Theodor Körner kennenlernt, „Verfasser der kleinen Stücke in der Burg“, verwundert er sich: „Er macht nichts als Dichten, ist bei den Proben im Theater.“ Und der einzige Brief an Loeben, der im Entwurf erhalten ist, schon von Juni 1809, bezeugt eine ungemein frühe Abkehr von aller falsch poetischen Verblasenheit, wie sie die romantische Dichtung bedrohte — und zumal die Loebenschen Verse unerträglich macht —: es habe die Gefahr bestanden, daß sein dichterisches „Wesen einmal von dem eigentlichen Leben losgelöst, ohne allen Gehalt und fast sich selber ironisierend, nach allen vier Winden hin verduftete. Ich malte, wie, glaub' ich, Jean Paul sagt, mit Äther in Äther. Ich fühl' es nun, dieser einförmige Selbstmord der Poesie muß aufhören, oder ich höre auf zu sein, aber ich fühle es ohne Angst und Betrübniß, wie sonst jede Veränderung in mir, sondern mit jener farbenreichen Heiterkeit und lebenstrunkenem Blick in die Zukunft, mit dem ich in meiner Rettung in den farbigen Morgen hinaus sprang.“ Und der Schluß dieses Briefes: „. . . der eigentliche Eindruck, der verborgene Geist seines Gedichts tut sich als ein stiller, goldener Blick über das ganze Leben auf, der nicht zu beschreiben ist.“ Und der nächste Brief, an Friedrich Ast, von 1809, nur im Entwurf vorhanden, beginnt: „Je tiefer unsere abtrünnige Nation in ihrer kultivierten Barbarei herabsinkt, desto einsamer und wunderbarer stehen über den Niederungen die wenigen Treuen im göttlichen Schmerz und als erkorene Könige ihrer Zeit.“ In diesen Briefen spricht ein Dichter, eben der Dichter Eichendorff, den wir kennen; aber sonst vernimmt man ihn in den Briefen kaum irgendwann, etwa, wenn er von seiner „kleinen poetischen Domäne“ spricht, „womit mich der liebe Gott gleichsam in der Luft belehnt hat.“ Der Gegensatz zwischen dem Dichter und dem Briefschreiber ist außerordentlich. Mörikes Briefe sind wie Bergwerke voller ungebrochenen dichterischen Goldes. Der Umkreis der Stormschen Gedichte und Novellen fällt mit dem der Briefe zusammen. Kellers Briefe sind voll der sinnierenden Gegenständlichkeit, die seinen Versen und seiner Epik eignet. Aber bei Eichendorff mangelt es nicht nur an jeglichem lyrischen Aufleuchten, auch der gedankliche Gehalt ist nicht bedeutend. Am ergiebigsten die Briefe an Theodor von Schön, den großen Liberalen, einen herrscherlichen Menschen, der als Oberpräsident von West- und Ostpreußen beinahe unumschränkt regierte. Er war Eichendorff Vorgesetzter, schätzte ihn als Beamten und als Freund ungemein hoch, und ihre Verbindung dauerte fort, als Eichendorff nach Berlin versetzt worden war. Auch seine Briefe an Eichendorff über große politische und religiöse Fragen der Vergangenheit und Gegenwart bezeugen in jedem Wort die mächtige Persönlichkeit. Auch wenn man nicht wüßte, daß Schön ein Staatsmann von erheblichem Format gewesen ist, spürte man seine Bedeutung aus diesen Briefen; aber aus Eichendorffs Schreiben erkennt man allenthalben hie und da die geistige Tiefe, die seine politischen und literargeschichtlichen Arbeiten

bekunden. Vollends aber scheint es, daß der Briefschreiber und der Verfasser des „Tauge-
nichts“ und der Gedichte zwei verschiedene Persönlichkeiten sind. Selbstverständlich,
die Grundgesinnung ist beim Dichter, beim politischen Schriftsteller, beim Literarhistoriker,
Beamten, Briefschreiber die gleiche: Eichendorffs Katholizismus durchtränkt sein ganzes
Leben und färbt jedes Wort, das von ihm ausgeht. Seine erste staatspolitische Schrift,
die er für die große Staatsprüfung 1819 ausarbeitete, „Über die Folgen von der Aufhebung
der Landeshoheit der Bischöfe und der Klöster in Deutschland“, gewann ihm die Auf-
merksamkeit des Kultusministers von Altenstein, und er wurde katholisch-geistlicher Rat
bei der Danziger Regierung, eben bei Schön. Eichendorff hat den inneren Widerspruch
seiner Lebenslage durchaus gefühlt. Am 9. Januar 1822 schreibt er aus Danzig: „Mir läßt
mein Amt jetzt leider nicht viel Muße zum Dichten, es ist immer schwer, zweien Herren zu
dienen. Doch die Zeit giebt immer mehr Fertigkeit, und die größere Fertigkeit dann wieder
mehr Zeit, und so hoffe ich mich wol noch leidlich einzurichten.“ Aber auch 1838 schreibt er
aus Berlin an seinen Sohn Hermann: „In der größten Hetze, da ich schon wieder Keller
und Schmedding zugleich vertreten muß: . . . jetzt fängt die Mutter schon wieder an zu
packen, um nach Danzig zu reisen, ich wollte, ich könnte mit, das werden zwei öde Monate
für mich werden, so allein hier mit der Unzahl von Acten!“

Und ebenso fühlt er sich als Katholik im protestantischen Land, als südöstlicher Schlesier
im mittleren und nördlichen Preußen nicht wohl. Ein großer Teil seiner amtlichen Briefe
betrifft das Ausbleiben endgültiger Anstellung, den Mangel an sichtbarer Anerkennung
seines Wirkens, das auch von Altenstein hochgeschätzt wurde. Er bemüht sich durch
Vermittlung Görres', in Bayern angestellt zu werden: „Euer Hochwohlgeboren kennen indes
die preußische Wirtschaft so gut wie ich. Ich habe ehrlich gekämpft, so gut ich's vermag,
aber ich bewege mich hier wie in Fesseln.“

Er sieht mit Gewißheit voraus, sich „in diesem Verhältnisse nicht mehr lange halten zu können“,
aber erst 1844, nach Altensteins Abgang, geht er in den Ruhestand. Sein Bruder Wilhelm
lebte in österreichischen Diensten als Kreishauptmann zu Trient. Überhaupt wirkt Eichen-
dorff mehr als Süddeutscher, als Österreicher, denn als Preuße, und es wäre ein reizvolles
Unternehmen, das über Raum und Rahmen dieser Studie hinausreicht, diesen öster-
reichischen Einschlag in Eichendorff zu zeichnen.

Dennoch bleibt der Gegensatz zwischen dem Stil der Briefe und der Dichtungen erstaunlich.
Man könnte vermuten, daß die amtliche Arbeit diese Trockenheit verursacht habe, doch
auch die Briefe aus dem Ruhestand sind nicht dichterischer. Der tiefere Grund liegt in der
besonderen Struktur Eichendorffs. Er löst das persönliche, das besondere Erlebnis völlig
ins Allgemeine auf; die Individuen, die Schauplätze, die Stimmungen, alles wird bei ihm
typisch; der Eichendorffsche Alltag, der das Gedicht der wirklichkeitsnahen, wirklichkeits-
frohen Lyriker durchdringt, erscheint in der Eichendorffschen Dichtung nirgend; und so
umgekehrt: die dichterische Sphäre berührt nicht oder nur ganz selten die des Tages, von
dem der Brief als Urkunde zeugt. Wie in Eichendorffs Lyrik keine reale Substanz, so ist
in seinem Brief, dem Zeugnis des realen Menschen, keine Lyrik.

1 Fundort der Perlmuschel im Jüppelbach bei Weidenau (Stromgebiet der Glatzer Neiße)

phot. F. Pax



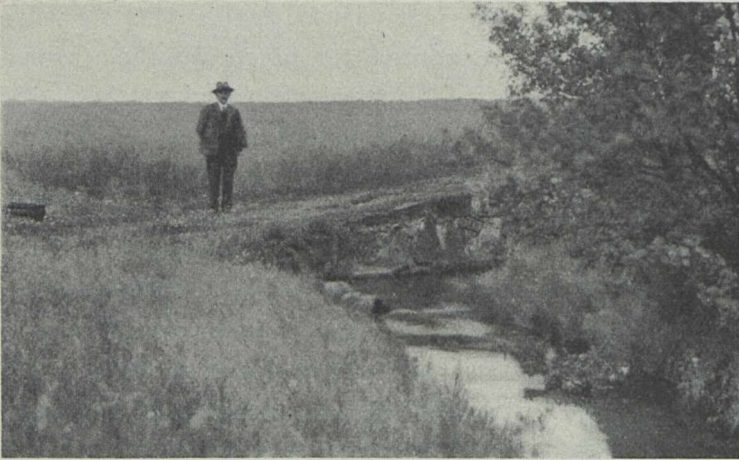
Prof. Ferdinand Pax, Breslau: Perlenbäche und Perlen- fischerei in den Sudeten

Daß in Schlesien Perlen vorkommen, ist seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt. „Schon vor 200 Jahren“ — heißt es in dem 1766 erschienenen 7. Stück der „Nachlese Oberlausizischer Nachrichten“ — „haben die Alten erzählt, daß in dem Neißfluß Perlen gefunden worden seyn, und in den neuern Zeiten sind davon Zeugnisse vorhanden. Denn man kann dergleichen Perlen, welche in den Muscheln angetroffen, und aus der Neiße gezogen werden, von unterschiedlicher Größe aufweisen . . .“ In seinem 1600 veröffentlichten „Stirpium et fossilium Silesiae Catalogus“ berichtet (S. 385) der um die zoologische Erforschung Schlesiens hochverdiente Hirschberger Arzt Caspar Schwenckfeld, daß im Queis bei Greiffenberg Perlen von Erbsengröße vorkommen, und in seinem 1603 veröffentlichten „Theriotropeum Silesiae“ gibt er (S. 427) eine ausführliche Beschreibung der Queisperlen. „Perlen lesen die Fischer zuweilen im Queiße“ — so schreibt derselbe Verfasser in seiner 1607 gedruckten „Hirschbergischen warmen Bades kurzen und einfältigen Beschreibung“ (S. 178) — „im Sande, an der Größe, forme unn schöne oder klarheit unterschieden. Etliche sind klein, andere groß, wie dann in mancher Perlen Muschel, viel kleine im Fleisch stecken, gemeinlich nur eine große, oder zwo, zwischen dem Fleische und der Schalen, bloß und gar frey liegen . . . Solche Muscheln findet man unter Greiffenberg, um Schochaw, und umb den Marck Liessa.“ Im 17. Jahrhundert erfreuten sich die Queisperlen großer Beliebtheit. 1689 berichtet uns Samuel Ledel aus Görlitz, ein Kaufmann habe ein paar Queisperlen für fünf Reichstaler an einen Leipziger Juden verkauft, der sie zum doppelten Preise weiterverkauft habe. Andere hätten zwei Reichstaler für eine Queisperle bekommen. Aber auch im östlichen Teile der Sudeten wurden Perlen gefunden. So ist das Vorkommen von Perlen im Jüppelbache bei Weidenau mindestens seit 1719 bekannt.

Leider setzte schon in der damaligen Zeit der kurzsichtige Raubbau ein, der im Laufe weniger Jahrzehnte zu einer Verödung der schlesischen Perlenbäche führte. Perlenfischer aus Olsnitz im Vogtlande, die auf Veranlassung der sächsischen Regierung den Muschelbestand prüften, hatten „die Perlenträge im Queiß-Fluß und Wässern, gegen die Lausitzer Grentze um Lauban, Marck-Lissa, Erdmannsdorff und selbiger Gegenden sehr ruiniert angetroffen“,

so daß sich Kurfürst August II. entschloß, durch Reskript vom 27. Januar 1729 die wilde Perlenfischerei im Queis zu verbieten und eine Schonzeit für junge Muscheln einzuführen, die erste gesetzliche Maßnahme zum Schutz der schlesischen Perlmuschel. 1752 berichtete Kaspar Ludwig Treubluth in Marklissa an den Kurfürsten August III., daß im Queis Perlmuscheln zwar im Überfluß vorhanden seien, daß sie aber durch unzweckmäßige Nutzung vernichtet würden. Unter Beifügung zweier besonders schöner Perlen bat er, ihm das Monopol der Perlenfischerei im Queis zu verleihen. Die Gemahlin des Kurfürsten kaufte dem Berichterstatter zum Stückpreis von einem Reichstaler 20 Queisperlen ab, die Treubluth der berühmten Perlensammlung seines Schwagers, des Kantors Schindler in Marklissa, entnahm, und am 9. August 1753 wurde er als Perlenfischer in der Oberlausitz verpflichtet. In dieser Eigenschaft bezog er kein Gehalt. Da die Perlmuschelbestände keineswegs so bedeutend waren, wie Treubluth in seinem Berichte angegeben hatte, genügten die Erträge der Perlenfischerei nicht annähernd zur Bestreitung seines Unterhalts, und so mußte er die Perlenfischerei bald wieder aufgeben. „Gegenwärtig“ — so schreibt Oberpfarrer Brückner in Marklissa im Jahre 1800 — „hat die Perlenfischerei im Queisse wieder aufgehört. Niemand beschäftigt sich nach Treubluths Tode damit. Nur der Zufall bringt bisweilen einige Stück in die Hände der Bewohner des Queiskreisses.“ Daß die Perlmuschel damals im Queis aber noch nicht ausgestorben war, geht aus einer Mitteilung Christian August Schwarzes hervor, der im Jahre 1802 41 Stück Queismuscheln erhielt, von denen sich 23 als perlenhaltig erwiesen. Freilich erreichte die Mehrzahl der Perlen nur die Größe von Mohn- oder Hirsekörnern. Auch in der Lausitzer Neiße wurden in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch Perlen gefunden. So berichten die Jahrbücher der Stadt Görlitz, die von einem unbekanntem Autor zwischen 1750 und 1760 verfaßt und 1786 abgeschlossen worden sind, daß der ehemalige Neißtorschreiber Langer Perlen gefunden und sie der Görlitzer Ratsbibliothek überlassen habe. Daß die meisten Queisperlen eine rote Färbung aufweisen, wird von verschiedenen Autoren übereinstimmend angegeben. Auch die in der Sammlung der Görlitzer Naturforschenden Gesellschaft vorhandenen Wittigerperlen sind rot.

Planmäßige Perlenfischerei ist im Odergebiet nur im Queis betrieben worden, und auch dort nur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dagegen hat es früher in Schlesien eine ganze Reihe von Perlenbächen gegeben, die gar nicht genutzt oder in denen Perlen nur durch Raubbau gewonnen wurden. Im Gebiet der Lausitzer Neiße kam die Perlmuschel ehemals außer im Kreise Görlitz auch in den böhmischen Bezirken Friedland und Reichenberg vor. Im Bibergebiet kannte man Perlenbäche in den Kreisen Bunzlau, Lauban, Löwenberg und angeblich auch im Kreise Landeshut. Im Stromgebiet der Glatzer Neiße lagen Standorte der Perlmuschel in den Kreisen Grottkau und Neiße sowie im Bezirk Freiwaldau. Wenn Leonhard David Hermann, der Verfasser der 1711 erschienenen „Maslographia“, in einem Aufsätze über perlenhaltige schlesische Flußmuscheln (1737) behauptet, in Massel (Kreis Trebnitz) Perlen gefunden zu haben, hat der Faunist keinen Anlaß, an der Wahrheit dieser Meldung zu zweifeln. Denn der Vorgang der Perlenbildung ist ja nicht an die Perlmuschel gebunden. Wohl aber dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß Hermann kleine Perlmuscheln vorgelegen haben, da es im schlesischen Landrücken keine Bäche gibt, in denen diese Muschelart zu leben vermag.



2 Fundort der Perlmuschel im Hellbach südlich von Göhe (Stromgebiet der Lausitzer Neiße)

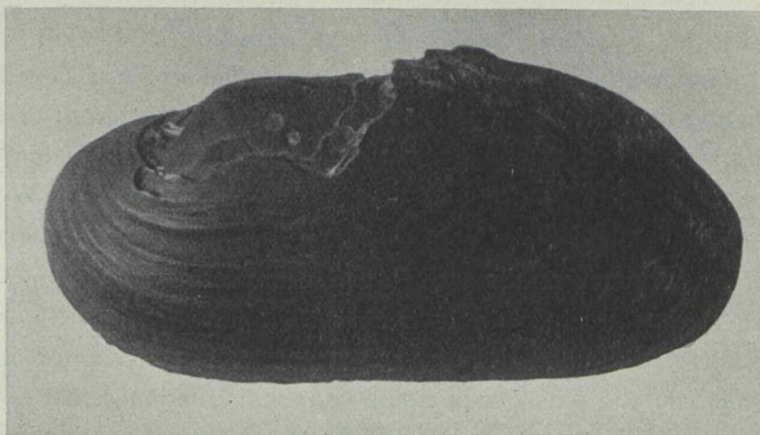
phot. F. Pax

Der Rückgang der Perlmuschel, der in Schlesien schon im 18. Jahrhundert begann, hat seitdem weitere Fortschritte gemacht. Heutzutage kommt die Perlmuschel (Fig. 3) nur noch in zwei Bächen der Sudeten vor: dem Hellbach (Fig. 2), einem rechten Nebenflusse der Wittig (Stromgebiet der Lausitzer Neiße), und dem Jüppelbache (Fig. 1), einem rechten Nebenflusse des Weidenauer Wassers (Stromgebiet der Glatzer Neiße). Der Hellbach¹⁾ entspringt am Nordabhange von Hübners Steinberg (442 m) bei Bullendorf (Bez. Friedland i. B.), bildet in seinem Mittellaufe auf einer Strecke von etwa 10 km die Grenze zwischen Böhmen und Preußisch-Schlesien, um bei Seidenberg (Kr. Lauban) auf preußisches Gebiet überzutreten und südlich von Nieda (Kr. Görlitz) in die Wittig zu münden. Die bisher von uns ermittelten Standorte der Perlmuschel liegen im mittleren Teile des Hellbachs südlich von Göhe in etwa 250 m Höhe. Dort erreicht der von dichtem Fichtenwald beschattete Bach eine Breite von 2 m. Der Wasserstand betrug am 22. Mai 1932 an den tiefsten Stellen etwa $1\frac{1}{2}$ m, die Temperatur des rasch strömenden Wassers 14 Grad Celsius. Das Bachbett war mit Steinen und grobem Kies bedeckt. Das Vorkommen der Perlmuschel im Hellbach ist keineswegs auf die stark beschatteten Bachstrecken beschränkt, sondern die Muschel tritt in gleicher Häufigkeit auch dort auf, wo der zwischen Wiesen dahingleitende Bach, nur von schütteren Erlenbüschen eingefasst, der Wirkung der Sonnenstrahlen voll ausgesetzt ist (Fig. 2). Die Quelle des Hellbaches liegt im Gneis, während der größte Teil seines Laufes in diluviale Schotter eingegraben ist. In der Zone der Perlmuschel bildet der Hellbach die Grenze zwischen Diluvium und Gneis, wie er talabwärts zwischen Göhe und Seidenberg Diluvium und Lausitzer Granit scheidet. Die genaue Verbreitung der Perlmuschel im Hellbach soll noch festgestellt werden. Der Jüppelbach geht aus der Vereinigung zweier Quellbäche hervor, des am Südostabhange des Hahnwaldes (384 m) südlich von Groß-Krosse zutage tretenden Schwarzwassers und des an der Ostabdachung des Kirschberges²⁾ (327 m) nordwestlich von Alt-Rotwasser entspringenden

¹⁾ Der Hellbach führt auch den Namen Katzbach, eine Bezeichnung, die in Schlesien mehrfach als Flußname wiederkehrt und daher nicht selten zu Verwechslungen Anlaß gibt.

²⁾ Name und Höhenangabe des Kirschberges sind der Karte des Deutschen Reiches (Blatt 497: Neiße-West) im Maßstabe 1:100 000 entnommen. Auf der von dem mährisch-schlesischen Sudetengebirgsverein herausgegebenen Karte des Altvaergebirges (1:100 000) führt dieselbe dort mit 325 Metern verzeichnete Höhe den Namen Hirschberg.

3 Perlmuschel aus dem Hellbach südlich von Göhe (Stromgebiet der Lausitzer Neiße)



phot. L. Pohl

Luckwassers. Von dem Zusammenfluß dieser beiden Quelladern bis zur Mündung ist der etwa 3 km lange Lauf des Baches nordwestlich gerichtet. In dem Dorfe Klein-Krosse (Bez. Freiwaldau) mündet der Jüppelbach in das Weidenauer Wasser. Seine Mündung liegt in Tschechoslowakisch-Schlesien, knapp 2 km von der preußischen Grenze entfernt. Nach unseren bisherigen Feststellungen gehört der ganze Siedlungsraum der Perlmuschel im Jüppelbach der Höhenstufe von 250—275 m an. Das Quellgebiet des Jüppelbaches ist von dichtem Fichtenwalde bedeckt; erst unterhalb der Habichtsbaude fließt der Bach zwischen Wiesen und Getreidefeldern dahin, bis kurz vor seiner Mündung von Erlen und dichtem Weidengebüsch beschattet. Die Breite des Bachbettes erreicht an manchen Stellen 5 m. Am 24. Juli 1932 betrug die mittlere Tiefe 40 cm, die Wassertemperatur 17 Grad Celsius. Das Bachbett war mit grobem Geröll bedeckt, an dessen Stelle bisweilen Kies und Sand traten. Nur in einigen stromstillen Winkeln hatte sich Schlamm abgelagert. Im oberen Teile des Baches lagen zahlreiche große Steine im Wasser, auf denen hier und da rote Flecke die Anwesenheit der Rotalge *Hildenbrandia rivularis* (Liebm.) verrieten. Alle Perlmuscheln, die wir fanden, steckten ziemlich tief im Sand; in ganz auffälliger Weise bevorzugten sie Stellen mit verhältnismäßig geringer Strömung. Die übrige Tierbevölkerung zeigte die für die Vorgebirgsbäche charakteristische Zusammensetzung. Von Fischen konnten wir mit Sicherheit nur die Anwesenheit der Bachforelle feststellen. Auf der Unterseite von Steinen trafen wir in der Zone der Perlmuschel den Strudelwurm *Planaria gonocephala* Dug., die Fluß-Napfschnecke (*Ancylastrum fluviatile* Müll.), Larven der Kriebelmückengattung *Simulium* sowie die Gehäuse der Köcherfliegengattungen *Rhyacophila* und *Drusus*. Eisvogel und Gebirgsbachstelze waren die bezeichnendsten Vertreter der an diesem Perlenbach heimischen Vogelwelt. Schwerfällig flogen am Ufer die an ihren dunkelblauen Flügeln leicht kenntlichen Männchen der Libelle *Calopteryx virgo* L. dahin. Fast der ganze Lauf des Jüppelbaches liegt im Friedeberger Granit, nur in seinem Unterlaufe bildet er die Grenze zwischen Granit und einem von einer Lößdecke verhüllten Geschiebelehm.

Wir begannen unsere Untersuchungen an der Mündung des Jüppelbaches, im Bachbett aufwärts watend und sorgsam auf das Vorkommen von Perlmuscheln achtend. Den Unterlauf des Baches hat man vor einigen Jahren reguliert und seine Ufer befestigt. Wo solche Eingriffe des Menschen erfolgt sind, suchten wir vergeblich nach Perlmuscheln. Dagegen fanden wir sie in

beträchtlicher Zahl oberhalb der regulierten Strecke bis zur Habichtsbaude; von da ab waren stromaufwärts nur noch leere Schalen vorhanden. Aus Zeitmangel konnten wir unsere planmäßigen Nachforschungen nur bis zum Wehr ausdehnen; oberhalb des Wehres mußten wir uns mit Stichproben begnügen, konnten aber immerhin feststellen, daß im Jüppelbache Perlmuschel und Hildenbrandia sich gegenseitig ausschließen: Wo Hildenbrandia wächst, gibt es keine Perlmuscheln, und wo Perlmuscheln sind, sucht man vergeblich nach der Rotalge.

Wenn unsere Kenntnis der beiden Perlenbäche der Sudeten auch noch durchaus lückenhaft ist, so lassen die bisherigen Feststellungen doch mit Sicherheit erkennen, daß die Perlmuschel sowohl im Hellbach wie im Jüppelbach nur eng begrenzte Bachstrecken bewohnt. Offenbar muß eine ganze Reihe von Bedingungen erfüllt sein, wenn die Perlmuschel gedeihen soll. Kalkarmes, rasch strömendes, kühles Wasser ohne mechanische oder chemische Verunreinigungen kennzeichnet das Milieu, das ihr am besten zusagt. Ob sie an ihren Standorten im Hellbach und im Jüppelbach diese optimalen Lebensbedingungen findet, erscheint zweifelhaft. Nach kräftigen Regengüssen führt der Hellbach schlammiges, gelbbraun gefärbtes Wasser, das vielleicht zum Teil von den Bullendorfer Äckern am Oberlaufe des Baches stammt und daher möglicherweise auch Kunstdünger enthält. Eine derartige Verunreinigung würde natürlich eine unmittelbare Gefährdung der Perlmuschelbestände im Hellbach bedeuten. Im Jüppelbach, der in seinem Unterlauf zwischen Wiesen und Äckern dahinfließt, dürfte dieselbe Gefahr vorliegen. Dazu kommt der unheilvolle Einfluß der Regulierungsarbeiten, deren weitere Fortführung zweifellos das Verschwinden der Perlmuschel aus dem Jüppelbache zur Folge haben würde. Wie rasch der Bestand durch Veränderungen des Lebensraumes vermindert werden kann, haben Erfahrungen der ersten Nachkriegsjahre gezeigt. Im Kriege wurden die Flußmuscheln vielfach als Schweinefutter verwendet, so daß ihre Zahl rasch abnahm. Beinahe in noch stärkerem Maße hat aber zur Verminderung der Perlmuscheln wohl der Rückgang der Fischbestände beigetragen, der seinerseits wiederum eine Folge der während des Krieges bei uns herrschenden Nahrungsmittelknappheit war. Die Jugendstadien der Perlmuschel schmarotzen nämlich auf den Kiemen von Fischen. Wo daher die Fische aus einem Bachlauf verschwinden, hat die Perlmuschel keine Möglichkeit, sich zu vermehren. Als ich im Jahre 1921 den Jüppelbach besuchte, gelang es mir erst nach mehrstündigem Suchen, einige leere Schalen und eine lebende Perlmuschel zu finden. Im Jahre 1930 hatte sich der Bestand nach einer Mitteilung des Herrn Ingenieurs Tetens (Finkenheerd a. O.) wieder vollkommen erholt. Wenn wir die Möglichkeit einer Gefährdung unserer Perlenbäche erwägen, werden wir schließlich nicht vergessen dürfen, daß die Perlmuschel zu denjenigen Tieren gehört, die man auch vor dem Zugriff von Sammlern schützen muß. Auf diesem Gebiete kann zweifellos manches durch Aufklärung der Bevölkerung erreicht werden. Schon im Jahre 1924 hatte der Direktor des Museums der Naturforschenden Gesellschaft in Görlitz, Dr. Oskar Herr, den Entschluß gefaßt, die Perlmuschel im Queisgebiet wieder einzubürgern und damit der Oberlausitz ein Naturdenkmal wiederzugeben, das ihr Habgier und Unverstand früherer Jahrhunderte geraubt haben. Die Forstverwaltung Flinsberg hatte auch ihre Mitwirkung zugesagt, aber die Ausführung des Planes scheiterte schließlich an dem hohen Preise, den die sächsische Regierung für die Muscheln forderte.

MEIN FREUND HANNS FECHNER

Von Wilhelm Boelsche

Wir bringen hier mit freundlicher Erlaubnis des Rembrandt-Verlages in Berlin einen Beitrag aus dem soeben erschienenen schönen Gedenkbuch: „Hanns Fechners Lebensabend“, das die prächtige Persönlichkeit des früh erblindeten Malers festhält

Es gehört zu den lustigen Eigenarten von Schreiberhau, daß kleine Spaziergänge im Ort zwei Gebirge kreuzen. Man geht grüne Matten des Riesengebirges hinunter und andere grüne des Isergebirges hinan. Gegen die Iserseite zieht sich Mittelschreiberhau. Dabei ist dieser Iserhang der niedrigere und intimere. Im Lenz, wenn kaum der Schnee fort ist, blühen hier die herrlichen violetten Krokuswiesen. Etwas später flammen die smaragdgrünen Birken überall auf, und zuletzt bilden die einzelnen alten Linden der verstreuten Bauernhöfe mit ihrem Bienenvolke singende Bäume. Es ist das Stück feiner Natur, das hinter Carl Hauptmanns Dichtungen, der hier lebte, immer wieder auftaucht. Und dort in einer Hütte am Hang wohnte auch Hanns Fechner. Ein kleines altes Häuschen, wie das Wrack eines Schiffbruches an eine Klippe gehängt, mit einem verwilderten Garten. Aber zur rechten Zeit doch auch über einem Meere blauer Glockenblumen. Schon ziemlich hoch der Lage nach, daß man abends zweifeln kann, ist das helle Fensterchen noch ein Licht oder schon ein Stern. Aber auch ihm zur Seite steht solcher uralte, wie aus hundert Stämmchen zusammengeronnene „singende Baum“, unter dem schon ferne echte Bauerngeschlechter hingegangen waren, ehe dieser seltsame fremde Mann mit seinem tastenden Stabe kam.

Ich kann den kleinen steilen Pfad nie hinaufsteigen, ohne an „Faust“ zweiter Teil zu denken: „Ja, sie sind's, die alten Linden, dort in ihres Alters Kraft.“ — Zuletzt, auf dem kleinen Altan vor dem winzigen Klausnerpförtchen, bleibt man dann etwas aufatmend stehen und ist plötzlich wie erdrückt von der ungeheuren Fernsicht. Gegenüber die ganze wirklich riesige Mauer des Riesengebirgskammes, blauer Wald, nackter Granit, so bis in die Wolken. Und nach der anderen Seite hinabströmend, in tausend Glasklitzern, das schöne Hirschberger Tal. Hier aber wie ein Schreck . . . das alles sieht der Einsame selber nicht. Du kommst nicht zu Philemon und Baucis, sondern zum greisen Faustus selbst, den die Sorge angehaucht hat: „Die Menschen sind im ganzen Leben blind, nun, Fauste, werde du's am Ende.“ Auch der große alte deutsche Maler, in besten Tagen ein Stolz und Liebling seines Volkes, der hier im Dämmerstübchen, zwischen seltsam vermischtem Bauern- und Atelierkram, sitzt — er, der uns so viel Lichtes an vergeistigten Menschengesichtern, die zur Sonne blickten, in seiner Kunst festgezaubert für immer, ist seit vielen Jahren völlig blind. Dunkel liegt ihm über diesem unerhört schönen Fleck Erde. Er sieht die Glockenblumen und die himmelhohe, zum Greifen nahe Gesteinswelle gegenüber nicht. Aber wie sich jetzt sein weißer Faustkopf langsam aus dem Dämmer hebt, muß ich denken, daß er, der so viele Charaktergestalten einst gemalt hat, Könige der Wissenschaft, wie Bergmann, Virchow, Curtius, wirkliche Herrscher, die echtsten unserer deutschen Heimatdichter, wie den alten Raabe, den alten Fontane, — daß er kaum einen Kopf dort erfaßt hat, der schöner, innerlich durchleuchteter war, als er jetzt in den Gebirgsschneelocken seiner

siebziger Jahre selbst, eine Hünengestalt wie ein wetterfester Sagenkönig der Berge, aufrecht, stolz. Und wie wir nun beisammensitzen und er lächelt, unterhält, scherzt, keine Spur von Schatten äußerlich im Blick, heiter und groß, vom Vergangenen redend, als läge es jahrtausendfern wie das Tal unten im Glast, aber auch jung, genießend noch, dabei mit dem Neuesten, Jüngsten, und die Gläser aneinanderklingen — auch die Siebzig nur ein Märchen aus dem Wald von Heisterbach, wo der Mönch tausend Jahre versann —, da tönt mir wieder Faust durch den Sinn: „Die Nacht scheint tief hereinzudringen, allein im Innern leuchtet helles Licht.“ Diesen Mann hat's nicht untergekriegt. Auch in dem ist das innere Licht aufgestiegen, als das andere sank. Weil er solches innere hatte... Gerade der Maler hat's nicht immer, sondern erscheint wie gelähmt vom äußeren Licht... Ich denke, wie ich Fechner zuerst kennengelernt habe. Im prunkenden Berlin, dem er entstammte, im tollsten Welttanz der Großstadt. Ein Stück Rubensfigur, vom verwegenen Glück hochgetragen, selber wie eine Sammetgestalt in schwergoldenem Rahmen, umgeben nicht nur von seinen Porträts großer Männer, sondern auch schöner Frauen. O Faust! „Ich bin nur durch die Welt gerannt, ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren.“ Umschmeichelter Modemaler auf der Höhe des Erfolges. „Ich habe nur begehrt und nur vollbracht!“ Aber doch auch wachsend von den Ernstern geschätzt. Und das alles bei einem grauen Morgen, der nicht mehr Tag werden wollte, zusammengebrochen. Wirklich nur gerade noch in dieses winzige Bauernkatchen am Hange, das er einmal in einer fürstlichen Laune halb im Scherz erstanden, gerettet als das Wrack seines Glückes — auf Salas y Gomez. „Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande, und noch gehüllt in tiefes Dunkel lag...“ Ja, wie war es möglich, daß er das doch so ertragen hat, um heute so kindlich groß, so sonnig heiter anzustoßen, ein glücklicher Überwinder? Ich glaube, eine Spur zu finden, wenn ich mich des Abends erinnere, der gerade uns beide damals noch in seiner Glanzzeit zuerst freundschaftlichst näher gebracht. Wie er mir von seiner tiefen Naturkleinliebe erzählte, die all jene Rubenspracht nicht berühre. Von seiner Anglerleidenschaft im feinsten verträumten Zwielight eines dunkelnden Baches in einem ganz verschwiegenen Waldtal irgendwo. Einsam nur mit der Natur im geheimnisvollen Dämmer. Über diese Anglerfreude sind wir damals Lebensfreunde geworden. Aber ich meine, sie hat ihn gerettet! Als ihm die ganze helle, grelle Welt seines Glückstroms in solches Anglerzwielight versank, — es war in aller Tragik doch zuletzt nur die tiefste Welt seiner eigenen Sehnsucht, die ihm, mit Lenaus Wort, mit ihrem dunkeln Auge jene andere in ihrem Zauberschleier von hinnen nahm. Mit diesem intimen Naturglück ist er in seinem Häuschen hier, das sich ungesehen vergoldete, ein Stück Rübezahl geworden. Er schien mir nicht mehr nötig zu haben, die Natur grob äußerlich zu sehen, sie war in ihm, rauschte mit den geheimen Quellen des Berggeistes und den blauen Blumen von Avalun durch ihn, vielleicht stärker aus der Tiefe als vorher, da er sie noch sah. Und das hat ihn gehalten. Aus diesem Tiefenlicht hat er auch noch die schönen Naturbilder seiner Bücher geschaffen, als der Zeichenstift zerbrochen lag.

Und wie ich so saß, war mir, als nehme das ganze kuriose Rumpelhäuschen, wo nur hier und da ein kleiner Lichtblick noch ein Stückchen Goldrahmen rührend streifte, auch etwas

von dieser tiefen Naturverzauberung an. Da war seine liebe Frau — er hat sie erst in der Dunkelheit gewonnen. Sie kam aus Indien und erzählt gern von Fakiren und Dämonen, die sich unsichtbar machen können. Ich mußte denken, daß auch er sie nie gesehen hat. Zu ihm ist sie auch nur wie ein solch unsichtbarer Geist getreten, der ihn in Treue umschwebt. Da war sein Sohn aus erster Ehe, der jetzt auch auf dem Wege zum starken neuen Maler von hoher Eigenart ist. Auch dieses Sohnes Bilder hat er nie gesehen. Er lächelt aber auch dazu: „Es wird eine andere Kunst sein als bei uns Alten, aber warum nicht? Wer siebzig ist, glaubt wieder an das Neue. Zuletzt, was ist alt und neu?! Auch da geht ein ewiges Geisterreich durch, das eint.“ — Ich hatte einmal vor dem alten Hans Thoma über Fernen der Urwelt und Saurier geredet. Da sagte er, als ich schwieg — auch er uralt, aber noch im Licht — in seinem Dialekt, den ich nicht wiedergeben kann: „'s ischt alles einerlei, 's ischt alles e ewige Gegenwart.“ In Bulwers Roman, als Pompeji in ewige Nacht stürzt, ist ein blindes Mädchen die einzige, die noch zu führen weiß, weil sie die Nacht gewöhnt ist. Ist unsere Welt heut nicht zu hell und grell, steht sie nicht unter einem gewissen Fluch ihres eigenen rücksichtslosen Lichts? Daß auch wir etwas Sehnsucht fühlen nach dem blinden Seher, der uns wieder führen soll?! Der Wurm tickte im alten Bauernholz. Zweige tippten unendlich leise ans kleine Fensterchen. Aber Flieder duftete heiß herein, wie von einer jener schönen Frauen der alten Bilder. Das alles faßte er auch und sann es im tiefsten aus. Mußten wir denn alle so viel sehen . . . ? Einen Moment wollte es mich aber doch wieder schrecken . . . gerade ein großer Maler, und blind . . . ? In seinen hellen Jahren hatte er vielleicht mehr gesehen als wir alle. Und sah nun noch dazu, was an Gestalten im Dunkel ging. Ich gedachte, daß auch der Blinde noch träumt in Licht und Farben. Was für ein Wunder ist der Mensch! . . . Unsere Gläser klangen noch einmal aneinander. Er erzählte mit Vogelsprachen-Kindermund jetzt allerlei Schnurren, als singe der Klang ihm bis ins tiefste goldenfrohe Herz. Ich dachte jetzt nicht mehr an die bunte Landschaft draußen, und daß er sie nicht sah. Er schritt jetzt in der Sonne Rübezahls wuchtig wie einst. Die Stimme des alten Schlesiens Angelus Silesius aber ging leise dazu mit durch den Raum, stieß an das alte Ofenbett, knisterte in einem verschollenen Kranz, klang unsichtbar mit gegen das helle Glas: „Gott sind die Werke gleich, der Heilige wenn er trinkt, gefällt ihm so wohl, als wenn er bet't und singt.“ Noch einmal hoben wir die Kelche, und der alte Faustus-Rübezahl schmunzelte als ein alter Kenner, der auch das nie vergessen hatte. „Ich sehe es immer noch“, sagte er, „es ist eine ewige Gegenwart.“

— „Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht,“ sprach Angelus Silesius, „die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.“ . . . Aus der Weite über den Bergen von Granit, zu den Sternchen und Hüttenfensterchen, die allmählich dort aufgingen, eines nach dem andern, mit feinem diskreten Licht einer Angeldämmerstunde, tönte es groß, verschwebend im Dunkel. „Und sieh, er hat nicht Will' — er ist ein' ew'ge Stille.“

. . . Nun ist auch er hinausgewandert aus dem engen Häuschen unter der alten Linde, der liebe Freund, der große Maler. Das sonnenhafte Auge, das die Sonne nicht mehr sah — hoffen wir, daß es nun wieder seine Sonne schaut.

Kreuzkirche
u. Kreuzstift
Neisse O/S.



Phot. Jüttner,
Ratibor

Der Baumeister der Neisser Kreuzkirche entdeckt **Von Georg Weisser, Neisse**

Die Historische Kommission für Schlesien läßt in der Reihe ihrer Archivinventarisierungen demnächst den Band „Neisse“ erscheinen. Bei der hierfür notwendigen Bearbeitung des Stadtarchivs Neisse wurden einige wichtige Urkundenfunde gemacht. U. a. fand sich in einem Aktenfaszikel (K D. 17 der Kastner-Sammlung des Stadtarchivs) der Kontrakt des Kreuzpropstes Gottfried Bernhard Langer mit dem Kurf. Bischöfl. Hofbaumeister Felix Anton Hammerschmied über Fortsetzung und Vollendung des Stiftskirchenbaues der Kreuzherrn. Aus diesem Vertrage ergibt sich eindeutig, daß der am 14. Februar 1725 (Totenbuch der Sankt Jakobuskirche zu Neisse) verstorbene Kurf. Bischöfl. Hofbaumeister Michael Klein der geistige Urheber des weit über Schlesien hinaus bekannten Kirchenbaues ist. Das allgemeine Interesse an der bisher ungeklärten Entstehungsgeschichte dieser prächtigen Barockkirche und das Hin und Her der Theorien über die Urheberschaft vieler anderer Barockbauten Schlesiens rechtfertigen den ungekürzten Abdruck dieses Vertrages.

I.

Im Nahmen der Allerheyligsten
Dreyfaltigkeit: amen:

Ist Heint zu Endt gesetzten dato zwischen dem Hochwürdigen, Wohledlgebohrenen Herrn Godefridum Bernardum Langer, Ordenss Canonicorum dess H: Grabss zur Hierusalem mit dem rothen zweyfachen Creutz, durch Böheimb, Mähren, undt Schlösiem Generalem, undt obristen Praepositum, wie auch bey S. S. Peter, undt Paul zur Neyss Probstem, undt Praelaten; nebst dem Hochlöbl. Capitulo daselbsten an Einem: dann dem Wohlgeachten Herrn Felix Hammerschmidt, Churfürstl. Bischofl. Hoff-Baumeistern Hier zur Neyss am andern Teil: Ein aufrichtiger und unwiderrufflicher Contract beliebet, abgeredet, und geschlossen worden; folgend gestaltt;

Demnach hiesiger Kirchen Bau dem /:Weyl:/ auch gewesten Churfürstl. Bischofl. Bau Meister Michael Klein, mittelst Einess aufgerichteten Contracts de dato Neyss d. 4. Nov. a. 1725 überlassen, undt anvertrauet war, undt unter wehrendem Bau derselbe hier zeitlich abgelebet, umbhin dann dieser würllich einstehenden Kirchen Bau mit einem andern, undt anständigen Bau Meister hinwiederumb hat providiret werden müssen;

alss überlassen, undt anvertrauen obwohlgedacht Ihro Hochwürden Herr Obrister Creutz Probst den noch übrig, undt biess zu allerforderlicher Vollkommenheit Tauglich und Beständig fortstellenden Kirchen Bau des hiesigen Stieffts auf der sogenannten Brüdergasse dem Eingangs ermelten Bau Meister Felix Hammerschmidt;

Welchem auch vor seinen Hierinnfahlss Uermüdeten Fleiß, Treue Obsicht, undt anwendende Miewahlung Ihro Hochwürden zu einem Besonderen und gewissen Meisterlohn per Pausch, undt zwar, wann der übrigvöllige Bau wird vollents verfertiget seyn, am Gelde Baar sechs- undt sechtzig guld. r. 40. fl. Inzwischen aber einen Jährlichen Deputat, solang hinforth der Bau wehret; alss zwey schfl. Waitzen, zehen schfl. Korn, undt zehen klaffern Brännholtz, dem Pollir aber, nach dem Landesbrauch tägl. fuffzehen sgr., undt Jedem Mauergesellen tägl. Zehen sgr. zugeben versprochen;

Danebst aber thun Ihro Hochwürd., alss Bau Herr alle hierzu erforderliche Bau Materialien herbey ad locum verschaffen;

Welchen Ihrem Bau Meister anvertrauten, continuirenden Stieffts-Kirchen Bau übernimmt derselbe nicht allein gegen dem Specificirt-gdig Offerto des ernandten Meisterlohns, undt deputats nach dem Bereits von dem sel. Verstorbenen Bau Meister gefertigten Abriß durchaus beständig: sondern auch ohne ferner einigen Baufehler gantz unthadelhafft vollents auf- undt ausszubauen, wie ess einem Ehrlichen Bau Meister zukummet, undt obliegt:

Imfahl aber wider Verhoffen der forthsetzende Bau mangelhaft befunden werden, undt Baufehler sich binnen Jahr undt Tag, nach vollendetem Bau ereignen möchten: Alss soll undt wird er Bau Meister davor aufs verbindlichste stehen, undt den Mangel vor seine ohne weithere des Stieffts Unkosten tauglich ersetzen undt erforderl. verbessern;

Welchen Contract haben respective Herrn Contrahenten in Allem, wie obstehet, einand stett-fest, undt unverbrüchlich zuhalten treulich zugesaget, versprochen undt angelobet; mithin solchen in zwey gleichlauthenden Exemplarien eigenhändig unterschrieben, undt besiegelt, undt also Eines Ihrem Bau Meister zugestellet worden; Sogeschehen Neyss, Bey S. S. Peter undt Paul d. 4. Novemb. a. 1725.

Godefridus Bernardus Langer,
L. S. Obrister Creutz-Probst. mpp.

An der Urkunde selbst fällt auf, daß sie nur von dem derzeitigen Kreuzpropste, Gottfried Bernhard Langer, unterzeichnet und gesiegelt ist. Infolge eines offensichtlichen Schreibfehlers hat das Schriftstück wohl lediglich als Abschrift für die Akten Verwendung gefunden. Denn es heißt am Anfange: „Demnach hiesiger Kirchenbau dem /:Weyl:/ gewesten Churfürstl. Bischofl. Bau Meister Michael Klein, mittelst Einess aufgerichteten Contracts de dato Neyss d. 4. November 1725 überlassen, undt anvertrauet war . . .“. Dieses Datum ist unmöglich, weil es ja das Datum des vorliegenden Vertrages ist.

MEINE ABSICHTEN

Von Provinzialkonservator Dr. Günther Grundmann

Wenn ich gebeten worden bin, an dieser Stelle über die Aufgaben zu sprechen, denen ich mich in meinem neuen Amte als Provinzialkonservator widmen will, so tue ich das um so lieber, als anscheinend die Tätigkeit des Provinzialkonservators nur in Fachkreisen bekannt und es darum wünschenswert ist, diese Zeilen ebenso im Sinne der Aufklärung und Erläuterung bestehender Aufgaben zu schreiben, wie in ihnen ein Programm zukünftiger Absichten und Möglichkeiten zu entwickeln.

Die amtliche Denkmalspflege geht zurück auf einen Bericht Schinkels aus dem Jahre 1815, in dem zum erstenmal die Pflicht des Staates gefordert wird, für den sächlichen Besitz des Landes in kunst- und kulturgeschichtlicher Beziehung zu sorgen, die Erzeugnisse vergangener Zeitläufte vor Zerstörung zu bewahren und sie dem nationalen Vermögensbesitz zu erhalten. Nach den ersten Verfügungen der Jahre 1831 und 1837 über Teilgebiete der Denkmalspflege wurde durch Verfügung des Kultusministeriums vom 24. Januar 1844 in Preußen der Baurat von Quast als erster Konservator eingesetzt und damit die Denkmalspflege ein Bestandteil der Staatsfürsorge. Erst durch Kabinettsordre vom 19. November 1891 wurde jedoch zur weiteren Organisation der Denkmalspflege die Bestellung besonderer Provinzialkonservatoren genehmigt, welche als sachverständige Ratgeber den zu bildenden Provinzialkommissionen zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler der Provinzen und gleichzeitig als örtliche Organe und Delegierte des Konservators der Kunstdenkmäler zu Berlin fungieren sollten. Anlaß zu dieser Kabinettsordre war der Immediatbericht des damaligen Kultusministers Graf von Zedlitz, der bei seinen Ausführungen bemerken durfte: „In der Provinz Schlesien hat sich die Prov.-Kommission schon konstituiert und zum Provinzialkonservator den um die Inventarisierung der schlesischen Denkmäler sehr verdienten und tüchtigen Bauinspektor Lutsch gewählt.“ Schlesien nahm also mit seinen bereits getroffenen Maßnahmen eine vorbildliche Stellung ein.

Aus der Kabinettsordre ergibt sich, daß die Tätigkeit des Provinzialkonservators eine zweifache ist. Er ist als Mitglied der Provinzialkommission zur Ausführung der Beschlüsse der Kommission und zur Führung der laufenden Geschäfte berufen und nimmt so alle Angelegenheiten der Denkmalspflege im Interesse der Provinz wahr. Er bekleidet aber andererseits als Delegierter des Preußischen Landeskonservators ein Staatsamt, das ihn berechtigt, alle Rechte und Pflichten des Preußischen Landeskonservators auf Grund dessen Instruktion vom 24. Januar 1844 zu vertreten.

In diesem Sinne sind bisher in Schlesien als Provinzialkonservatoren tätig gewesen: Von 1891 bis 1901 Baurat Lutsch, von 1901 bis 1932 Landesbaurat Dr. Burgemeister, nachdem Oberschlesien als selbständige Provinz abgesondert und ab 1925 in der Person von Pfarrer Hadeln einen eigenen Provinzialkonservator erhalten hat. Es sei an dieser Stelle betont, daß es der Tätigkeit der vorgenannten Provinzialkonservatoren zu danken ist, wenn das große Gebiet der Denkmalspflege in Schlesien sorgsam betreut und ausgebaut worden ist. Allerdings hat die Wirtschaftsnot der letzten Jahre gerade das Gebiet der Denkmalspflege

besonders schwer betroffen, so daß die seitens der Provinzialkommission zu gewährenden Beihilfen für wirtschaftlich schwache Denkmals-Erhaltungspflichtige immer mehr eingeschränkt werden müssen. Dadurch verschiebt sich der Aufgabenkreis des Konservators wiederum mehr auf die ideelle Seite der Wacherhaltung des Interesses für die Denkmalspflege in der Bevölkerung, um so mehr berechtigt, als gerade die Gegenwart und gerade Schlesien besonders verpflichtet ist, die künstlerisch und kulturell bedeutsamen Zeugen seiner Vergangenheit als ein lebendiges Volksgut zu werten und zu pflegen.

Indem man seitens des Ministeriums und der Provinzialverwaltung bei der Neubesetzung des Amtes den größeren Nachdruck auf die kunstwissenschaftliche, kulturelle und künstlerische Haltung des Konservators statt auf die rein bautechnische Ausbildung legen zu müssen glaubte, hat man bereits behördlich einer Ausweitung der amtlichen Funktion des Konservators und einer Reihe von organisatorischen Maßnahmen die vorausschauende Genehmigung gegeben.

Aus dem zuvor Gesagten ergibt sich daher ein Arbeitsprogramm auf weite Sicht, das zu verwirklichen nur in enger Zusammenarbeit mit den Behörden, den Hochbauämtern, den kirchlichen und kommunalen Körperschaften, den Museen und Hochschulen, der Provinzialkommission und den Denkmalspflegern, nicht zuletzt dem Publikum und der Presse, durchzuführen möglich sein wird.

So wird es sich, ausgehend von den amtlichen Funktionen des Konservators, darum handeln, einmal die beratende und beaufsichtigende Tätigkeit auszubauen. Hierzu ist eine umfangreiche Reisetätigkeit erforderlich, denn alle Fragen der Denkmalspflege beruhen auf dem notwendigen persönlichen Kontakt zwischen Konservator und den verantwortlichen Stellen. Die materielle Hilfe muß auf diese Weise zum Teil durch ideelle Hilfe ersetzt werden.

Zum anderen handelt es sich darum, das Verhältnis zwischen Konservator und Denkmalspflegern enger zu befestigen. Hierbei ist im Hinblick auf die neue Kreiseinteilung in den beiden Regierungsbezirken eine regionale Abgrenzung der Arbeitsgebiete der Denkmalspfleger anzustreben gegenüber der bisherigen Gepflogenheit, daß der Tätigkeit der Denkmalspfleger keine regionale Schranken gesetzt sind. Dadurch würde eine straffere Organisation und eine intensivere Betreuung eines kleinen Arbeitsgebiets ermöglicht werden. Diese Maßnahme würde zugleich eine Handhabe geben, außerhalb Breslaus gelegentliche Zusammenkünfte und Aussprachen der Denkmalspfleger eines bestimmten Bezirkes mit dem Konservator in Aussicht zu nehmen.

Wesentlich erscheint es ferner, die Sitzungen der Provinzialkommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunstdenkmäler Niederschlesiens auszubauen. Hier empfiehlt es sich, daß die reinen Arbeitssitzungen mehrmals im Jahr stattfinden und durch Referate belebt werden. Darüber hinaus erscheint es zweckmäßig, einmal im Jahr die Sitzung mit einer Tagung zu verbinden, zu der interessierte Kreise, in erster Linie die Denkmalspfleger, eingeladen werden und die durch Lichtbildervorträge aus dem Gebiet der Denkmalspflege ausgestaltet wird. Da die sogenannten Tage für Denkmalspflege durch die wirtschaftlichen Verhältnisse äußerst eingeschränkt worden sind, ist als Ersatz für das engere schlesische Gebiet ein jährlich wiederkehrender Schlesischer Tag für Denkmalspflege anzustreben.

Von großer Bedeutung wird es sein, die Arbeit der Denkmalspflege in der Presse zu popularisieren. Hierbei ist eine enge Zusammenarbeit mit den Pressestellen der Provinz und der Staatsbehörden anzustreben. Desgleichen bedarf es der Unterstützung durch die Denkmalspfleger zum Zwecke der Heranziehung der Provinzpresse. Zu begrüßen wäre es, wenn die Schlesischen Monatshefte der Veröffentlichung denkmalspflegerischer Berichte Raum geben und sich damit erneut in den Dienst schlesischer Kultur stellen würden. Endlich sei darauf hingewiesen, daß auch die Schlesische Funkstunde ein besonders geeigneter Mittler für die Bedeutung der Denkmalspflege sein kann.

Mehr interner Natur und doch von großem wissenschaftlichen Wert kann der Ausbau des Archivs, der Bibliothek und des Diapositivbestandes des Konservators unter Berücksichtigung ausschließlich schlesischen Materials werden.

Hierbei ist im Augenblick weniger an Neuanschaffungen gedacht, zu denen die Geldmittel fehlen, als vielmehr daran, das vorhandene Material mit den Instituten der Museen, Universität und Technischen Hochschule in Einklang zu bringen, um Doppelanschaffungen zu vermeiden und eine stärkere Auswertung zu ermöglichen. Eine Vermehrung des Bildarchivs kann zum Zweck der Kostenersparnis dadurch bewirkt werden, daß in Zukunft diejenigen Denkmalsbesitzer, die Unterstützung erhalten, gute Photographien von den in Frage stehenden Kunstdenkmalern vor und nach der Restaurierung dem Konservator zur Verfügung stellen.

In engstem Zusammenhang mit dem amtlichen Aufgabenkreis des Konservators steht als zweites wichtiges Arbeitsgebiet die Fortführung des Inventarwerkes. Hierbei ist vorerst die Vollendung des Breslauer Inventars durch Fertigstellung des zweiten Bandes und Durchführung des dritten Bandes zu erstreben, wobei für den inneren Aufbau, für die drucktechnische Anordnung und das Format der erste vollendete Band als Muster dienen muß.

Für die Inventarisierung der Provinz wird ein Arbeitsplan aufzustellen sein, der sich vom Schema des ersten Bandes frei macht und mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse eine mit bescheidenen Geldmitteln realisierbare Durchführung gewährleistet. Hierbei ist auf die großen finanziellen Schwierigkeiten Rücksicht zu nehmen, die sich gerade der Inventarisierung der Provinz entgegenstellen werden, und es wird einer sehr sorgfältigen Arbeitsteilung bedürfen, um ihrer Herr zu werden. Andererseits kann gerade das Inventarwerk in den Dienst der notleidenden akademischen Berufe gestellt und in Verbindung mit brachliegenden Kräften junger Wissenschaftler und Bautechniker vorbereitet und zeitweilig durchgeführt werden.

Neben diesen amtlichen Aufgaben des Konservators müssen in Zukunft eine Reihe von Arbeitsgebieten in den Tätigkeitsbereich einbezogen werden, die von allgemeiner kultureller und künstlerischer Bedeutung sind. Hierzu gehört die Verbindung der Aufgaben des Schlesischen Bundes für Heimatschutz mit dem Konservator, wobei jedoch eine Verquickung von Heimatschutz und denkmalspflegerischen Aufgaben vermieden werden muß. Ziel dieser Verbindung ist, in Heimatschutz und Denkmalspflege die Gemeinsamkeit der Verantwortung zu erkennen und auf dieser Basis den Kreis derjenigen zu vergrößern, die opferbereit genug sind, einer bedeutsamen Idee auch Geldmittel zuzuwenden.

Ferner wird eine stärkere Einflußnahme des Konservators auf die schlesischen Heimatmuseen wünschenswert sein. Mittel hierzu dürfte die Schaffung einer Arbeitsgemeinschaft der schlesischen Heimatmuseen sein, und zwar nach vier Fachgruppen gegliedert: 1. Prähistorie, 2. Geschichte und Stadtgeschichte, 3. Kunsthandwerk und bildende Kunst und 4. Volkskunde. Die Betreuung auf diesen vier Arbeitsgebieten wird zweckmäßig in Gemeinschaft mit dem Denkmalsamt für Vorgeschichte, den beiden Breslauer Museen und den Instituten der Universität vorgesehen werden. Zweck dieser Arbeitsgemeinschaft wäre Einflußnahme und Beratung bei den Aufstellungen in den Heimatmuseen, ferner bei Renovationen, Restaurierungen, Ausbauten usw. Außerdem ist die Einrichtung von Lehrgängen, Austausch von Katalogen und zentrale Unterstützung von Subventionsgesuchen vorzusehen. Schließlich ist die Beteiligung des Konservators an Maßnahmen auf dem Gebiete der Künstlerhilfe nicht zu umgehen. Hierbei ist jedoch nicht daran gedacht, lebende bildende Künstler in den Dienst der Denkmalspflege zu stellen; denn das große Gebiet der erhaltenden und wiederherstellenden Arbeiten an künstlerischen Werten der Vergangenheit setzt Spezialkenntnisse seitens der Ausführenden voraus. Hier würde es sich seitens des Konservators ebenso um enge Fühlungnahme mit den Restaurierungswerkstätten der Breslauer Museen handeln, so wie darum, die für solche Aufgaben in Frage kommenden Kunsthandwerker lediglich nach Qualitätsmaßstab auszuwählen. Auftragsvermittlung für lebende bildende Künstler bezieht sich dagegen auf die Einwirkung des Konservators auf Denkmalsbesitzer, den notleidenden Künstlern Arbeitsgelegenheit bei Neuaufträgen zu geben. Die Auswahl, wer für derartige Aufträge, Wettbewerbe usw. in Frage kommt, darf jedoch nicht Sache des Konservators sein, sondern muß gemeinsam mit den Vereinen für christliche Kunst beider Konfessionen und den großen schlesischen Künstlerverbänden bearbeitet werden. Bei der Fülle der Aufgaben darf betont werden, daß es darauf ankommt, die Tätigkeit des Konservators den Notwendigkeiten des schlesischen Kulturlebens einzugliedern und damit der Gegenwart zu dienen, die für sich das Recht in Anspruch nehmen darf, im aufbauenden Sinne die Zukunft zu gestalten.

Maria Brie: Moralische Xenien

Höchster Altruismus

**Fleißig mit Mahnung und Tadel pfleg' ich des Freundes Entfaltung.
Seine Vollkommenheit streb' ich statt der meinigen an.**

Verteidigung

**„Ungerecht sind deine Verse.“ — „Vielleicht. Ich mußte sie schreiben,
Daß nicht länger der Zorn mir die Gerechtigkeit würgt.“**

Abstieg

**Im Beginn war das Wort, das göttliche schöpfungsgewaltige.
Doch dem Menschen verlieh'n, wurd' es am Ende Geschwätz.**

Aufstieg

**Die entheiligte Sprache trage hinauf in die Himmel,
Daß sie pfingstlich erwach', werde zum wirksamen Wort.**

RUNDSCHAU

Musik

Schlesische Musik — Das geschäftliche Theater

Seltener als die Betrachter der bildenden Künste lenken Musikhistoriker und Musikkritiker die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf schlesische Kunstwerke. Das ist kein Verleugnen der Heimat, sondern das liegt in der Wirkungsweise musikalischer Kunst und im Charakter der schlesischen Gegenwartsmusik. Architekturen und Bildwerke wirken, wenn auch mit wechselnder Kraft, vom Tage ihrer Entstehung an auf den Beschauer. Das ehemals geschaffene musikalische Werk war in seinem Zweck und Sinn für eine einmalige Aufführung gedacht, für eine Feier, für eine Erhebung. Nach Erfüllung dieses Zweckes verschwand es, wurde vielleicht nicht einmal aufbewahrt. In der Gegenwart wird in Schlesien nicht weniger komponiert als in anderen Landesteilen; aber die schlesischen Komponisten gehören nicht zu den marktbekanntesten Persönlichkeiten. Das meiste, was von ihnen in die Öffentlichkeit dringt, ist Rundfunkmusik. Der schlesische Sender ist Auftraggeber und verlangt natürlich Berücksichtigung funktischer Wirkungen. Es entstehen trotzdem Werke, die über die besonderen Aufgaben des Funks hinausgehen, auch im Konzertsaal, in unmittelbarer Nähe der Ausführenden Werte zeigen. Daß auch alte schlesische Musikwerke, trotz ihrer Gelegenheitsbedeutung, Lebendiges in sich tragen, bewies die Aufführung einer „Musikalischen Erntedankfest“ von Johann Heinrich Quiel durch die Breslauer Singgemeinde. Ihr Wiederentdecker ist der Breslauer Privatdozent Dr. Fritz Feldmann. Quiel (1680—1767) war Kantor in Diersdorf bei Nimptsch. Im Stil hat seine Musik mit der seines großen Zeitgenossen Johann Sebastian Bach kaum etwas gemein. Ob Quiel Bachs Musik überhaupt kannte, ob er ihr womöglich — wie viele seiner Zeitgenossen — ablehnend gegenüberstand, wissen wir nicht. Darauf kommt's auch nicht an, welchen Meister sich der schlesische Kantor zum Vorbild nahm. Aus der Musik spricht religiöse Lebendigkeit, kultisches Bewußtsein und musikalischer Ausdruckswille. Die Art des Ausdrucks ist nicht genial, war für die Zeit auch nicht neu, aber sie ist ehrlich, kunstgerecht, und sie entspricht ihrer Bestimmung. Auch heute noch wirkt sie als feierlicher Ausdruck religiösen Empfindens. Wenn Kurt Galle, der Leiter der Breslauer Singgemeinde, fortfährt, schlesische Musikdenkmäler wieder aufzurichten, so verdient er sich den Dank der Heimat.

Weil der musikalische Leiter der Schlesischen Funkstunde, Dr. Edmund Nick, erkannte, daß ein Teil der von ihm in Auftrag gegebenen Musik über ihre Sonderaufgabe hinausgeht, führte er sie in einer Veranstaltung der Sendegesellschaft, im Rahmen der Schlesischen Tage 1932, im Konzerthausaal öffentlich auf, und zwar mit bestem Gelingen und starkem Erfolge. Hermann Buchal hat nach Worten von Angelus Silesius eine Kantate „Der schlesische Psalter“ komponiert. Sie ist das stärkste Chorwerk, was in den letzten Jahrzehnten Schlesien hervorgebracht hat. Und nicht nur der relative Wert rechtfertigt seine Auf-

führung, es dürfte unter den jüngeren Chorwerken überhaupt einen Ehrenplatz einnehmen. Die symphonische Einleitung, die der Einführung in die mystisch-religiöse Gedanken- und Gefühlswelt des schlesischen Dichters dient, ist von großer Schönheit und Tiefe, eine reiche Innerlichkeit spricht aus den Chorsätzen und aus den Gesängen der Solostimme. Der Kantate, einem beredten Zeugen schlesischer Empfindungs- und Erfindungskraft, ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Unsere Landsleute im Reiche dienen ihrer Heimat, wenn sie für die Aufführung solcher Werke eintreten. Frisch, lustig, gemütvoll und echt heimatlich ist Karl Sczukas Musik zu einer entzückenden Dichtung von Ernst Schenke: „Das schlesische Jahr“. Durch Farbigkeit und Prägnanz der Rhythmik wirkt Gerhard Streckes Oberschlesische Tanzsuite. Wir verdanken Dr. Nick und seinen Helfern einen außerordentlich anregenden Heimatabend.

Die Schlesische Philharmonie hat ihre dieswinterliche Tätigkeit begonnen. Die erste Veranstaltung, ein Volkssymphoniekonzert unter Hermann Behr, war schlecht besucht — über die Notwendigkeit einer Umorganisation der Volkskonzerte haben wir uns schon geäußert, wenn man auf unsere Vorschläge nicht eingeht, haben die Veranstalter den Schaden davon. Eine Art Sensation bildete das erste Auftreten des neuverpflichteten Generalmusikdirektors Franz von Hoeßlin im Konzertsaal. Unsere Aufgabe ist es nicht, Sensationen zu verzeichnen. Wir haben uns mit der kulturellen Bedeutung der künstlerischen Erscheinungen zu befassen. Was ein neuer Dirigent für die Musikpflege unserer Heimat bedeutet oder bedeuten wird, kann man nicht nach dem ersten Konzert sagen. Der Verlauf des Abends ist mit wenigen Worten charakterisiert. Wir erlebten eine dramatisch bewegte Wiedergabe der dritten Leonorenovertüre, eine als individualistische Darstellung fesselnde Auslegung des Es-dur Konzerts von Beethoven durch Edwin Fischer (ebenso fesselnd begleitet) und eine klangvolle, aber sehr in Einzelheiten aufgelöste Interpretation der Eroica. Das Orchester voller Hingebung an den Dirigenten, das Publikum schnell entzündet und in Begeisterung gehalten. Alles in allem, ein gewinnreicher Abend. Es wird nun abzuwarten sein, ob der an verantwortungsvollster Stelle stehende Dirigent programmpolitisch das Richtige treffen wird. Jede Musikgemeinde hat ihre Psyche, jede lokalisierte Musikpflege ihr eignes Gepräge, auf diese Dinge mit Verständnis einzugehen, sie mit den großen kulturellen Zeitbewegungen sinnvoll zu verbinden und in sie mit der eignen Persönlichkeit formend einzugreifen, das ist die Aufgabe Hoeßlins, neben der künstlerischen Ausgestaltung der einzelnen Abende. Er hat immer noch Georg Dohrn zur Seite, dessen erstes Programm nur den einen Fehler aufwies, daß es eine Komposition: Strauß' Till Eulenspiegel, die vor wenigen Monaten Furtwängler hier gespielt hat, wiederholte. Ein anderes Werk wäre anziehender gewesen. Klar und fein

klung Mozarts g-moll Sinfonie, in den Grundzeitmaßen wundervoll aufgefaßt, nur in der Gegenüberstellung der Themen etwas willkürlich. Sehr starken Eindruck hinterließ die Begleitung zu Brahms d-moll Klavierkonzert, dessen Solopart Wührer hochmusikalisch vortrug.

Die Leiter der Opernhäuser werden noch einige Zeit warten müssen, bis sie ihre Institute wieder als reine Kunststätten betrachten dürfen. Vorläufig können sie sich von dem Vertrieb seichter Unterhaltungsware noch nicht lossagen, so zuwider ihnen auch der geschäftsnotwendige Einbruch in ihren Arbeitsbezirk sein mag. Für eine neue Kalmanoperette, „Der Teufelsreiter“, werden Gäste verpflichtet, werden luxuriöse Dekorationen aufgebaut, wird kostspielige Reklame eingesetzt, wird sogar das Wagnis der Preiserhöhung nicht gescheut. Dabei ist diese Operette gar nicht so unterhaltend, wie es die Besucher erwarten, aber es gibt viel zu schauen, Nettos zu hören, und so

dürfte die Spekulation vielleicht gelingen. Auch die hinterlassene Oper d'Alberts: „Mister Wu“ wird eiligst, einen Tag nach der Dresdner Uraufführung, herausgebracht. Wenn den Leuten heute noch „Tiefland“ gefällt, so, denkt man vielleicht, wird ihnen das neue Schauerstück auch gefallen. Man müßte aber auch bedenken: wenn die meisten Opern d'Alberts durchgefallen sind, da ist von dem Alterswerk auch nicht viel zu hoffen. Nun, durchgefallen ist Mister Wu nicht. Die Aufführung, mit der prachtvoll gestalteten Titelrolle durch Gerd Herm Andra im Mittelpunkt, schuf einen Erfolg. Das Werk selbst ist keinen Deut besser als die vielen verschollenen Opern d'Alberts. Das Geschäftstheater hat aber möglicherweise vorübergehenden Nutzen davon. Wenn der Kassenerfolg den immer bescheidener werdenden Raum der Kunstpflege an unserer Opernbühne erweitern hilft, dann wollen wir uns mit den geschäftlichen Maßnahmen abfinden.

Rudolf Bilke.

Theater Schauspiel

Die Schauspielpflege des Görlitzer Stadttheaters ist ein sehr achtenswertes Stück schlesischer Kulturarbeit. Der vielerfahrene, klug disponierende und künstlerisch verantwortungsbewußte Intendant Walter O. Stahl führt dieses am Übergang von Westen nach Osten besonders pflichtreiche Theater mit Tatkraft und Weitblick. Sein Dramaturg, Dr. Hans Doerry, hat auch in der Theaterwissenschaft einen guten Namen, und die Bühnenbildnerin Johanna Wischniewski hatte schon mit ihren Entwürfen auf der Magdeburger Theaterausstellung 1927 die Aufmerksamkeit der Fachwelt erweckt. Ein an Begabungen reiches Ensemble ist mit Ernst und Hingabe an der Arbeit, im Grundstock seit mehreren Jahren wenig verändert und daher gut abgestimmt.

Auf solchem Boden konnte eine Dichtung wie Hans Christoph Kaergels „Bauer unterm Hammer“ zu erster Bühnengestalt gedeihen. Es ist kein Zufall, daß es gerade zwei Schlesier waren, die aus der Not des bodenständigen Bauernturns Stoff und Gedanken für dramatische Zeitdichtungen nahmen: denn wo wäre diese Not härter, wo wäre die Klage der von Scholle und Vätergut Losgerissenen eindringlicher als in Schlesien? Aber Gerhard Menzels „Bork“ und Kaergels Schauspiel haben doch nur äußerlich stoffliche Verwandtschaft; zu gleicher Zeit völlig unabhängig von einander entstanden, gehen die beiden Dichtungen in Grundgedanken und Durchführung ganz verschiedene Wege. Hatte Menzel die Tragödie eines einzelnen geschrieben, so gab Kaergel das Drama der Gemeinschaft. Sein Bauer Christoph Gaup ist zwar der Hauptspieler, aber der „Held“ des Stückes ist die Gemeinde: sie ist die Verkörperung der sittlichen Idee des Dramas; an ihr wird der mit sich und seinem Gott hadernde Bauer seelisch gesund, als er erlebt, daß es das noch gibt: dieses „alle für einen“. Aus einer dramatischen Aktion um die Versteigerung eines Bauerngutes wird dadurch eine tiefe und weite Dichtung. An allem erkennen wir Kaergel, den Verkünder der Gemeinschaftspflicht der Menschen gleichen Blutes und gleicher Scholle, den mit dem schlesischen Volksleben Vertrauten, den hellhörigen Seelenkenner der Heimat und den Dichter ihrer inneren Gestalt. Er hat sich mit diesem

Schauspiel den Weg zum deutschen Theater erobert. Die Uraufführung unter Walter O. Strahls Regie mit Helmut Peine in der Hauptrolle war überaus eindrucksvoll.

In Breslau gab es gleichfalls eine Uraufführung. Der in Deutschland lebende Ungar Julius Háý, der in Dresden als Bühnenmaler begann und für seine dichterische Arbeit die gründliche Kenntnis der Gesetze der Szene mitbringt, hat die umstrittene Gestalt des Kaisers Sigismund in die Mitte eines Schauspiels gestellt, das die Zeit vom Beginn des Konstanzer Konzils bis zum Tode des letzten Luxemburges umfaßt. Es ist, technisch gesehen, gewiß mehr eine dramatische Bildfolge als eine strenggebaute Bühnendichtung, aber es ist doch weit mehr als das historische Theater der Willkürlichkeiten im letzten Jahrzehnt. Die Gestalten Sigismund, Papst Johann XXIII. und Hus sind scharf umrissen, die Sprache ist überaus prägnant und szenisch empfunden — eine besondere Leistung, da sie nicht Muttersprache des Autors ist. Die Arbeit an dem Stoffe lohnte sich, und Paul Barnay widmete sich ihr mit seiner ganzen Kraft, die historische Szene dem Auge der Gegenwart nahezubringen und die Distanz von Jahrhunderten zu überbrücken. So wurden die bewegenden Kräfte jener Epoche sichtbar, und mit Paul Demels Darstellung der Titelrolle erhielt das Werk eine erste Formung, die stärkste Eindrücke vermittelte.

Vorher aber hatte unser vortreffliches Ensemble mit dem deutschen Frontstück „Die endlose Straße“ von Graff und Hintze eine Gemeinschaftsarbeit geleistet, die für immer unvergessen bleiben wird. Wir sind soweit, nach Jahren der Tendenz und der Entstellung, endlich das Wirklichkeitsbild des großen Krieges und die seelische Leistung seiner Teilnehmer zu erfassen und weiterzugeben.

Es ist von entscheidender Bedeutung, daß es noch weitergegeben wird von der Generation, die aus dem Erlebnis schöpft. Und gegenüber diesem Bilde von erschütternder Wahrheit und Phrasenlosigkeit, eben deshalb aber auch von stiller Größe und leuchtender Beispieldkraft, versinkt aller Thesenstreit. Nicht Vergessen, sondern Erinnern bleibt die Aufgabe.

Adler.

Bildende Kunst

Künstler in und aus Schlesien

Die Herbst-Ausstellung des Künstlerbundes Schlesiens im alten Generalkommando konnte in der Oktobernummer nur hinweisend erwähnt werden, da sie erst nach dem redaktionellen Abschluß des Heftes eröffnet wurde. Die Erwartungen, die man schon nach ihren Vorbereitungen und nach den Bemühungen des neuen Vorsitzenden, des Bildhauers Thomas Myrtek, an sie knüpfen konnte, haben sich voll erfüllt. Selten ist eine Ausstellung des Schlesischen Künstlerbundes so vollständig gewesen, hat sie nicht nur einzelne Gruppen, sondern den ganzen Mitgliederbestand, Maler, Bildhauer und Architekten, aufgeboten und auch die aus Schlesien stammenden, heute auswärtig lebenden Künstler herangezogen. Und selten ist eine Ausstellung so gut im Niveau gewesen, hat sie eine solche Fülle vorzüglicher Einzelwerke aufzuweisen gewußt.

Die Sonderausstellungen für den früh verstorbenen Hugo Petzold und für den heute 60jährigen Alfred Nickisch eröffnen die Schau, die sich nicht nur über das Erdgeschoß ausbreitet, sondern auch die Räume des ersten Obergeschosses einnimmt und dort in einem geschmackvoll eingerichteten großen Saal kulminiert. Die auswärtigen Künstler, die sich in München, Ber-

lin und anderswo einen Namen gemacht haben, wie die beiden Erlers, Eugen Spiro, Willi Jäckel, Karl Hanusch oder der Bildhauer Martin Müller, sind gewiß mit guten Werken vertreten, aber die schlesischen Künstler stehen ihnen keineswegs nach, zeigen vielmehr in vorzüglichen Werken die ganze Problemfülle der Gegenwart von der realistischen Malerei eines Merz bis zu den abstrakten Gebilden eines Schlemmer oder Muche. Sie alle bei Namen nennen, hieße fast den Katalog ausschreiben — der übrigens ausgezeichnet gedruckt und bebildert ist — denn das ist grade der Vorzug der Ausstellung, daß man so gut gesiebt und das Vorhandene so gut gehangen hat, daß es sich gegenseitig in seiner Wirkung verstärkt. Der Anklang, den diese Ausstellung bei Presse und Publikum gefunden hat und gewiß bis zu ihrem Ende am 6. November noch finden wird — es wurden bisher mehr als 2000 Besucher gezählt — ist denn auch sehr erfreulich gewesen und zeigt, daß selbst in dieser heute etwas kunstfremd gewordenen Zeit die Aufmerksamkeit geweckt werden kann, wenn eine besondere Leistung vorhanden ist.

Franz Landsberger.

Berliner Herbstausstellungen

Akademie der Künste — Berliner Sezession Deutsche Kunstgemeinschaft

Nach langer Pause gibt es wieder eine Ausstellung der Akademie der Künste, und sogar — nach noch längerer Pause — eine wirklich gute Akademieausstellung. Von den Schlesiern erscheint Willy Jaeckel am eindrucksvollsten mit einem sehr starken Stillleben „Sonnenrosen“ und einem interessanten Mädchenportrait. Wieder zeigt er sich als eigenwilliger Einzelgänger, wieder ist seine Entwicklung weiter geschritten und, wie stets, offenbart sich die Stärke der persönlichen Note. Mit diesem blauen Kleid, so einem grellen Ultramarin, ein gutes Frauenportrait in dieser gewagten Stellung schaffen, und dabei nicht übertrieben wirken, nur natürlich, nur wirkliches Leben geben, das macht ihm so leicht keiner nach. Der schraffierte Hintergrund — er kommt vom Pastell her — leuchtet freilich beim Öl nicht ganz ein. Diese Lockerung gegen das kompakte Hauptmotiv war nicht unbedingt nötig. Vielleicht wird das nächste Mal wieder ein Farbenkontrast genügen. Womit hier kein Manko erwähnt sein soll, aber — ich glaube: eine Grenze. Wolf Rörich zeigt zwei kleinere Bilder neuerer Produktion, linienhaft vereinfacht. Die Farbgebung ist, vor allem bei dem schönen „Segelboot“, der bisherigen ähnlich, nur matter, dumpfer, aber ohne von ihren Qualitäten etwas einzubüßen. — Ganz hübsch sind drei kleine Tessinlandschaften von Kurt von Keudell, der in diesem Miniaturformat viel besser wirkt als im großen. Überdies scheint hier ein erfreulicher Fortschritt bemerkbar. — Der Oberbürgermeister Sahm ist ein gutes Portrait von Konrad von Kardorff. Dekorativ und wirkungsvoll, wenn auch Einzelheiten, wie die Hände, nicht befriedigen können. Schuster-Woldan ließ wieder in altmeisterlichen Effekten ein doch reizvolles Damenportrait erstehen. Alfred Knispel zeigt eine orientalische Landschaft, ein anständiges, leckeres Impressionistenbild, ganz helle Farbigkeit,

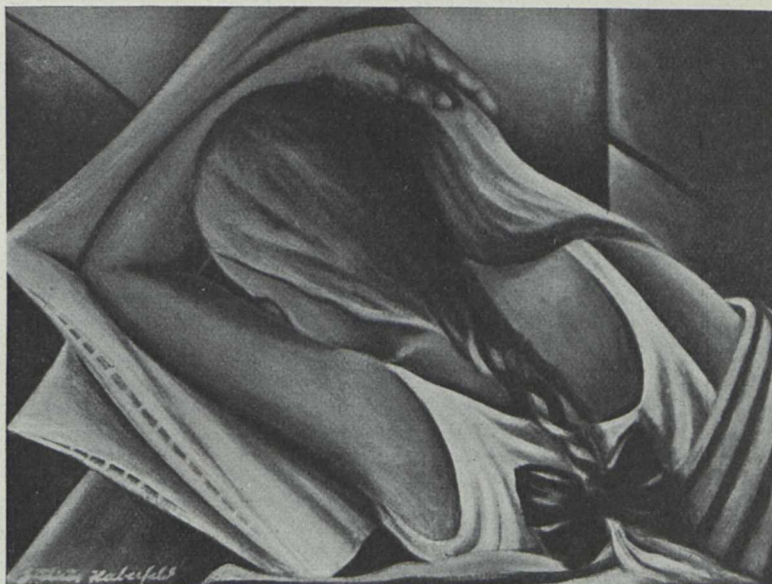
nur ist die Erinnerung an Slevogts Ägyptenbilder ein bißchen zu stark. Ludwig Peter Kowalski, Breslau, zeigt Badende am Oderstrand, stark von Otto Mueller beeinflusst, im ganzen gröber, aber doch nicht ohne persönliche Note. Alois Kowol, der an dieser Stelle schon einmal mit einem „Bettler“ auffiel, bringt eine gewagte, aber recht interessante Komposition „Verschüttet“. Darin ist Zug und Linie und Kraft zu spüren. Noch besser, ein bißchen wieder ans Plakathafte grenzend, seine „Mutter“. Man fühlt etwas von Käthe Kollwitz, aber doch viel eigenes. Freilich muß der Maler sich noch von gewissen Härten befreien, in denen ein noch nicht voll verarbeiteter Akademismus nachwirkt. Renée Sintenis hat Portraitmasken von sich und von André Gide ausgestellt. Dabei übt sie eine neue Technik stärkster Oberflächendurchbildung, die gegen ihre früheren Werke nicht sehr glücklich ist. Nur der „Boxer Hartopp“ hat die altgewohnte Qualität.

Auch die Berliner Sezession hat ihre Herbstausstellung eröffnet, auf der diesmal nur Werke ihrer Mitglieder gezeigt werden. Schlesier gibt es hier leider nur wenig. Wolf Rörich geht neben einem in schweren Farben gut gebauten größeren Bild „Bauernhof“ einen ganz neuen Schritt in seinem kleinen Bildchen von Werder, wobei er fast auf Crodelsche Feinlinigkeit kommt. Auf dem neuen Weg, den er damit beschritten, scheinen sich viele gute Möglichkeiten für seine Kunst zu bieten. Das Hauptmannportrait von Eugen Spiro ist nicht konventionell, mehr ein Momentbild als ein Monumentalwerk, trotz der Größe. Halb im Profil, von flackernden Lichtern überhuscht, aber leider kein besonderer Wurf dieses Malers. — Interessant für uns, rein thematisch, ist ein großes Bild von E. R. Weiß, das dessen Gattin Renée Sintenis zeigt, wie sie ihre Daphne modelliert.

Max Goering.

**Aus der Herbstausstellung
des Künstlerbundes
Schlesien**

Julius Haberkfeld.
Schlafende



Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Freie Wirtschaft?

Die neue ökonomische Politik der Reichsregierung geht von dem Wunsch aus, nicht nur, wie es früher manchmal hieß, der freien Wirtschaft etwa eine letzte Chance zu geben, sondern alle Hemmnisse des „Automatismus der privatkapitalistischen Wirtschaft“ zu beseitigen. Das hat die Regierung allerdings nicht abgehalten, auf dem Gebiet der Landwirtschaft zunächst einmal weitere künstliche Hemmungen gegen das Übergreifen der Baisse-Konjunktur vom Weltmarkt her einzuschalten. Das hat sie im Zusammenhang mit der fürsorglichen Tätigkeit für die Landwirtschaft nicht gehindert, eine gründliche Sanierung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens im Osten vorzubereiten. Die Genossenschaften hängen als Gläubiger der im Sicherungs- und Entschuldungsverfahren befindlichen Landwirte mit etwa 200 Millionen. Es soll ihnen eine Kollektiventlastung von diesen festgefrorenen Krediten gegeben werden, und man will diese Forderungen mit zunächst 70 Prozent abgelden. Niemand wird den Genossenschaften diese erfreuliche Erleichterung mißgönnen, die zahlreiche von ihnen nach sehr krisenhaften Zeiten erst wieder einigermaßen sicherstellt. Niemand wird es auch als ungerecht empfinden, daß nach der Sicherung der Landwirtschaft durch die Osthilfieverordnungen auch die Gläubiger der Landwirtschaft wieder einigermaßen entlastet werden. Man kann es aber der freien Wirtschaft, den nicht-genossenschaftlichen Unternehmungen aus Industrie und Handel, die vorwiegend landwirtschaftliche Kundschaft haben, nicht verübeln, wenn sie nun auch ihrerseits eine ähnliche generelle Entlastung zu günstigen Bedingungen erwarten.

Es war von Anfang an klar, daß man die Illiquidität der Landwirtschaft und die dadurch entstandene Gefahr eines stürmischen Besitzwechsels zu niedrigen Krisenwerten nicht einfach dadurch beseitigen könnte, daß man diese Illiquidität nun

zwangsweise auf die landwirtschaftlichen Gläubiger ausdehnte. Wenn man die Genossenschaften aus der höchst schwierigen Lage befreit, in die sie die Osthilfieverordnungen gebracht haben, wird man das auch nicht als einen verbotenen Eingriff in die freie Wirtschaftsentwicklung ansehen können. Es gilt hier nur, konsequent eigentlich das weiterzuführen, was zunächst un- ausgeglichen und durch die Aufhebung wichtiger Grundsätze des Rechts privater Schuldverhältnisse höchst gefährlich angefangen wurde. Aber man kann schließlich nicht eine Ungerechtigkeit nur für einen Teil der von ihr Betroffenen beseitigen; man vergrößert sie dadurch nur. Man kann nicht den Automatismus der Privatwirtschaft herstellen, indem man eine Gruppe unverschuldet weiterhin benachteiligt. Es soll hier nicht dazu Stellung genommen werden, ob nun das Genossenschaftswesen oder der freie Handel und die Privatindustrie von größerem wirtschaftlichen Wert seien. Es kann lediglich die Frage gestellt werden, ob die Genossenschaftssanierung einen Schritt auf dem Wege des Abbaus scharfer Eingriffe in das Wirtschaftsleben des Ostens darstellt, oder ob man sie gerade umgekehrt als einen neuen derartigen Eingriff zu Ungunsten des privaten Unternehmertums ansehen soll, an das gerade die heutige Regierung immer wieder ihren Appell zur Mitarbeit richtet.

Es sind in der letzten Zeit auch anderswo Zweifel darüber aufgetaucht, ob man es heute wirklich mit einer „neuen ökonomischen Politik“ zu tun hat oder nur mit einer neuen Nuancierung der Zwangsmanipulationen der Wirtschaft gegenüber seitens der Reichsleitung. Das hängt vor allem mit der neuen Erörterung von Arbeitsbeschaffungsplänen zusammen, die sich um den Namen des Vorsitzenden des Preußischen Landgemeindevorstandes, Dr. Gereke, gruppieren, aber auch gerade in unserer Heimat noch andere

Blüten getrieben haben. Es ist hier nicht der Raum, ausführlich den Gereke-Plan darzustellen und zu kritisieren. Eine Schlesische Bürgermeister-Konferenz wollte sich mit ihm schon im vorigen Monat beschäftigen. Leider ist es dazu nicht gekommen. Ganz kurz sei nur darauf hingewiesen, daß dieser Plan, der seine Bedeutung vor allem dadurch erhielt, daß sich Kreise der Reichsregierung mit ihm wiederholt beschäftigten, darauf ausgeht, zusätzliche Arbeitsbeschaffung nach Aufstellung eines Gesamtplans von den provinziellen und lokalen Körperschaften durchführen zu lassen. Die dafür notwendigen Kredite sollen, kurz gesagt, durch eine buchmäßige Anleihe beschafft werden, die eine öffentliche staatliche Kasse einer anderen kommunalen gibt. Um keine inflatorische Wirkung zu erzielen oder eine Rückwirkung auf die Liquidität der Kreditinstitute durch diese — man verleihe den Ausdruck — Luftgeschäfte, will man die neuen Arbeitsbeschaffungskredite nicht in bar, sondern als Buchgeld weiterleiten. Sie sollen für Investitionszwecke der Gemeinde und den Kreisen zur Verfügung gestellt werden. Eventuell will man aber auch den Kommunen großzügige Auftragserteilung mit Hilfe von Steuerscheinen des Reiches oder anderen „Vorgriffen“ auf künftige Steuerüberweisungen ermöglichen. Das Buchgeld soll den Gemeinden zinslos und langfristig zur Verfügung stehen. Wer die Kosten der Kredite tragen soll, steht nicht fest. Von den zahlreich geäußerten triftigen Bedenken gegen die vorgeschlagene Art neuer Kreditschöpfung sei hier einmal ganz abgesehen. Es soll nur festgestellt werden, daß zwar der Gereke-Plan von volkswirtschaftlich produktiven Aufgaben spricht, aber gleichzeitig seine Wirkung auf 25 bis 30 Jahre ausdehnen will und die Durchführung von Arbeiten vorschlägt, die in noch weit längerem Zeitraum erst vielleicht einigermaßen verzinst oder gar amortisiert werden könnten. Daß zu den „Aufbauarbeiten bevölkerungs- und wehrwirtschaftlicher Grundlage zur Wiedergewinnung der deutschen Weltgeltung“ auch die Schaffung eines engen Netzes von Flugplätzen gehören soll, und daß das alles als produktive Arbeit angesehen wird, sei nur als Beispiel dafür angeführt, daß offenbar der ganze Plan darauf hinausgeht, in noch weit höherem Maße, als es in der Zeit deutscher Kreditinflation von 1925 bis 1929 geschah, ins Blaue hinein große Kapitalien festzulegen. Aber diesmal nicht einmal auf der Grundlage von echten Anleihen usw., sondern eben durch freie Schöpfung von Giralgeld ohne Unterlage oder durch Vorwegnahme in ihrer Höhe noch nicht abzuschätzender Steuereinnahmen.

Man würde die Kommunen mit neuen Schulden belasten, man würde die Sparkassen — denn sie sind vor allem als Träger der neuen Kredite vorgesehen — mit neuen Forderungen belasten, die nicht realisierbar sind. Hier in Schlesien sind ja schon des öfteren Pläne, wie Fernverkehrsstraßen, Bau von Schnellbahnen usw., von den verschie-

densten Stellen erörtert worden. Man hat allerdings bei der Durchrechnung dieser Projekte immer wieder zu dem Ergebnis kommen müssen, daß die Laufzeit bis zu einer Wiederverwendung der dafür angewendeten Kapitalien eben doch so unendlich lang ist, daß man gerade in einer Zeit, wo es auf die Entlastung der öffentlichen Körperschaften von unerhört drückenden alten Schulden ankommt, solche Experimente nicht als produktiv ansehen kann.

Der Gereke-Plan hat einen kleinen Sprößling in Schlesien hervorgebracht. Die „Arbeitsgemeinschaft Oberschlesien“ in Oppeln, die zur Gründung ähnlicher Arbeitsgemeinschaften in Breslau und Niederschlesien geführt hat, geht ebenfalls von dem Prinzip aus, daß man ohne Anwendung neuer (und nicht vorhandener) Kapitalien aus dem Wege des bargeldlosen Austauschs von Produkten die Wirtschaft ankurbeln könne. Auch hier sind vor allem öffentliche Arbeiten in Betracht gezogen worden. Erfahrungen mit diesem System, auf dessen Einzelheiten, dessen Fehlerquellen und geldtheoretische Falschheiten einzugehen sich jetzt wohl nicht mehr lohnt, liegen bis jetzt nur aus der Oppelner Gegend vor. Hier hat es sich außerordentlich schnell offenbar deshalb totgelaufen, weil sich unüberwindliche Schwierigkeiten bei der Umwandlung des bargeldlosen Entgelts in Waren schon bei dem ersten Umschlag vom Arbeitnehmer zum Händler ergeben haben. Entgegen aller Stimmungsmache muß festgestellt werden, daß schon der Kaufmann auf dem Lande außerordentliche Bedenken hat, die „Schreiblinge“ der Arbeitsgemeinschaft an Zahlungsstattentgegenzunehmen und manchmal sogar diesen Bedenken durch Risikoanschläge auf die Preise Ausdruck gibt. Man kann es dem Kaufmann nicht verdenken, denn schon der Großhändler weigert sich fast überall, ihm gegen dieses Zettelgeld neue Ware zu verabfolgen. Es hat sich auch keine öffentliche oder private Kasse gefunden, die diese Schecks diskontiert oder lombardiert hätte.

Gewiß ist der Gedanke für die einzelnen Gemeinden oder den einzelnen Landkreis äußerst reizvoll, sich durch das zauberhafte „Argo“-System die Möglichkeit zu verschaffen, eine große Zahl von Erwerbslosen zu beschäftigen und vielleicht auch noch eine wirklich notwendige Arbeit durchzuführen, für die sonst das Geld fehlt. Die Sache hat nur den Haken, daß dieses System eben durchaus nicht in unsere deutsche Geldwirtschaft hineinpaßt. Wollte man aber dieses System zur Grundlage einer neuen Geldwirtschaft nehmen, dann würde man in kurzer Zeit bestimmt alles das zerstören, was mühsam an Sicherheit und Kontinuität in der Volkswirtschaft aufgebaut ist. Selbst wenn man sich über alle seit Jahrhunderten gültigen Gesetze der Volkswirtschaft hinwegsetzen wollte, könnte man das in einem kleinen Sektor innerhalb einer ganz anders organisierten Wirtschaft bestimmt nicht tun. Darge.

Geheimrat Küttner †

Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. med. Hermann Küttner, ordentlicher Professor für Chirurgie an der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität und Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik in Breslau, starb am 10. Oktober 1932, an seinem 62. Geburtstag.

Ein ganz großer Arzt, ein ungewöhnlicher Lehrer, hervorragender Wissenschaftler und ein überaus gütiger Mensch ist auf dem Höhepunkt seines Schaffens dahingeschieden. Tausende seiner Kranken, eine ganze Arztgeneration, ein großer Kreis von Schülern, die Universität und darüber

hinaus die deutsche Wissenschaft trauern um diese Persönlichkeit, wie der Wiederhall der Todesnachricht in der Öffentlichkeit zeigt. Ganz besonders ist Schlesien von diesem Verlust betroffen, das Land, in dem er fünfundzwanzig Jahre tätig war, das seine zweite Heimat wurde und dem seine ganze Liebe galt.

Welche seiner Aufgaben man auch einzeln betrachten möge, überall stößt man auf außergewöhnliche Leistungen, die nicht allein von seinen Befähigungen, sondern von einer planvollen, unermüdlichen Arbeit und Arbeitskraft zeugen. U. a. führte er zum Unterricht neben einem großen Sammlungsmaterial schon früh den Lehrfilm ein, der viele seiner glanzvollen Operationen der Nachwelt vermittelt. Als Wissenschaftler hat er nicht nur selbst auf den verschiedensten Gebieten der Chirurgie grundlegende Arbeiten geschaffen, — hervorgehoben seien seine Lymphgefäßstudien, die Arbeiten auf dem Gebiete der Speicheldrüsen- geschwülste, des Brustdrüsenkrebses und des Mastdarmkrebses, über Gehirn- und Rückenmark- chirurgie und vor allem seine kriegschirurgischen Veröffentlichungen —, auch als Herausgeber und Mitherausgeber großer Sammelwerke („Neue Deutsche Chirurgie“, „Brunsche Beiträge zur klinischen Chirurgie“, „Lehrbuch der Chirurgie

Wullstein-Küttner“, „Handbuch der praktischen Chirurgie“ und „Ergebnisse der Chirurgie und Orthopädie“) steht er an erster Stelle.

Darüber hinaus war er mit seiner ganzen Kraft bestrebt, die Fortschritte der Chirurgie und die gewonnenen Erkenntnisse im Lande zu verbreiten. So hat er sich im Anfang seiner hiesigen Tätigkeit für die Frühoperation der Blinddarmentzündung eingesetzt und unermüdlich in diesem Sinne in Wort und Schrift gewirkt. Der Erfolg zeigte sich bald in einem sturzartigen Abfall der früheren Todesziffer. Sein letztes Ziel erblickte er in der Krebsbekämpfung und deren praktischer Organisation. Von geradezu kultureller Bedeutung war sein Wirken in der Südostdeutschen Chirurgen- vereinigung, die er ins Leben gerufen hatte und deren langjähriger Vorsitzender er war. Sie vermochte im geistigen Sinne die Zwangsgrenzen unserer Heimat zu sprengen, indem sie die Chirurgen deutscher Sprache und deutschen Stammes der Grenzlande zusammenfaßte. Seine tätige Vaterlandsliebe fand hier ihr großes Wirkungsfeld, und um dieser Aufgabe willen lehnte er einen ehrenvollen Ruf nach einer west- deutschen Universität ab; denn sein Verant- wortungsgefühl hatte seine deutsche Aufgabe im Osten erkannt. C. B.

Mitteilungen der Vereine

SCHLESISCHER BUND FÜR HEIMATSCHUTZ

Am Sonntag, den 2. Oktober unternahm der Bund eine Studienfahrt, deren Hauptziel die katholische Pfarrkirche in Schosnitz bei Kanth war, ferner das Blücherschloß und das Mausoleum in Krieblowitz bei Kanth, endlich die Wandmalereien der Dorfkirche in Strehlitz am Zobten. In Schosnitz führte sachkundig der dortige Pfarrer Rothkegel, dessen Pläne für die Erneuerung der aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammenden „Heiligen Stiege“ zu weiteren gemeinsamen Beratungen mit dem an der Fahrt teilnehmenden Provinzialkonservator Dr. Grundmann führen werden. Die Wandmalereien in Strehlitz erläuterte Kunsthistoriker Stephan unter Herausarbeitung der Hauptprobleme, die sie der kunst- wissenschaftlichen Forschung bieten. Die auf der Fahrt begegnenden alten Gerichtszeichen, die Galgenruine bei Kanth und die Stauensäule in Rogau, vorher die Wehrkirche in Jäschgüttel, behandelte in aufschlußreichem Vortrage Architekt Wiedermann. Die evangelische Bethaus- kirche in Rogau würdigte nach ihrer historischen Bedeutung Pastor Gerhard, der eine Sonder- schrift über Rogau kürzlich herausgegeben hat. Naturkundliche Fragen wurden von Geheimrat Herrmann, Ober-Regierungs- und Ober-Forstrat, im Park in Krieblowitz erörtert. Nach der geolo- gischen Seite hin bot der Granitbruch in Qualkau

unter Führung seines Besitzers Dr. Oelsner Anregung. Regierungspräsident z. D. von Miquel, der Vorsitzende des Bundes, gab am Schluß der Fahrt bei einem Zusammensein in Gorkau-Rosalienthal der Hoffnung Ausdruck, daß sich auch weiterhin Mitglieder und Freunde der Bestrebungen des Heimatschutzes und der Denk- malpflege bei ähnlichen Gelegenheiten zusammen- finden, die in hervorragendem Maße geeignet sind, einer Vertiefung des Verständnisses für die Werte der Heimat zu dienen.

DAS BUCH IM DIENST VON DENKMALPFLEGE, NATUR- UND HEIMATSCHUTZ.

Der Schlesische Bund für Heimatschutz ver- anstaltet im Rahmen der Schlesischen Buchwoche, mit der die Schlesischen Tage 1932 in Breslau abgeschlossen werden, eine in der Künstlerbund- halle am Christophoriplatz stattfindende Aus- stellung, die am Sonntag, den 13. November er- öffnet wird und bis zum 27. November einschließ- lich bestehen bleibt.

Außer Büchern über die schlesische Landschaft und Kunst wird eine reiche Schau von Photos dargeboten, die übersichtlich und anregend die natürlich gewachsene und die durch den Men- schen gestaltete Heimat im Bilde zeigt, mit be- sonderer Berücksichtigung dessen, was jeder ein- zelne zu ihrer Pflege und Erhaltung beitragen kann.

Bücher

JOHN COWPER POWYS: WOLF SOLENT. Ro- man. Wien, Paul Zsolnay Verlag.

Man nimmt diesen außerordentlichen und erschütternden Roman mit jenem leichten Mißtrauen zur Hand, das man, nicht zu Unrecht, den Über- setzungen neuer ausländischer Literatur gewöhn- lich entgegenbringt. Und man stellt die aus-

gelesenen Bände zurück mit dem Versprechen, den Roman „Wolf Solent“ eines bis dato in Deutschland unbekanntem Autors namens Powys wieder und wieder zu lesen.

Es gibt Bücher, durch die man gleichsam mit geschlossenen Augen hindurchgeht, und nach- her hat man nicht die geringste Erinnerung mehr;

und es gibt andere Bücher, in die man eintritt wie in eine ringsum abgeschlossene Landschaft, hier prägt alles sich so ein, daß das Gelesene nachträglich beinahe als vergangene Wirklichkeit erscheint. So geht es bei der Lektüre des „Wolf Solent“. Erreicht wird diese Eindringlichkeit keineswegs durch eine Art neuen Realismus, sondern mit Hilfe einer fast visionären Topographie des Innenlebens eines einzigen Menschen. Das geht so weit, daß manchmal dabei hart die Grenze des Monomanischen gestreift wird.

Aber das Allerwichtigste, die Problemstellung des Buches, ist von europäischer Gültigkeit, denn der seelische Zustand des Wolf Solent ist kein Einzelfall, sondern das Schicksal einer Generation: derer zwischen dreißig und vierzig, die zu jung zum Resignieren und zu alt zum seelischen Umsatteln sind. — Ein Mann, gebildet, verzärtelt, angefüllt bis zum Rand mit einem empfindsamen Innenleben, wird im Laufe einiger Monate hart und fest und gleichgültig. Das wäre kein guter Schluß, aber jener Mann hat gelernt, daß die Wirklichkeit wichtig ist, und daß das Innere ebenso wichtig ist, am Ende versteht er es, eins gegen das andere auszuspielen und so jenes weise Gleichgewicht zu schaffen, in dem man lebt, wenn man älter wird. Die merkwürdigen, gespenstischen, grauenhaften und rührenden Episoden, die das äußere Gerüst des Romans bilden, sind gleichzeitig so banal und so kühn erfunden, daß es schwer wäre, den Sinn einer von ihnen hier andeutungsweise verständlich zu machen. Menschen und Landschaften werden in einem geheimnisvollen und traumhaften Sinne ins Gedächtnis des Lesers photographiert. Sie sind niedergeschrieben in einer Bilderschrift, in der jeder Satz ein Ding, einen Geruch, ein Stück Himmel, das Gesicht eines Menschen und noch mehr bedeutet.

Man sollte diesen Roman überall in den Mittelpunkt literarischer Diskussionen stellen. Er bedeutet in der gegenwärtigen Dichtung eine Wendung, den Beginn eines tieferen Eindringens in die Geheimnisse des Lebens. Am Anfang stört viel Englisch an diesem Buche, aber nachher wird es selbstverständlich wie die Gewohnheiten eines fremden Landes, die man zuletzt selber annimmt. Übrigens ist es kein Einzelfall, daß neue englische Dichtung bei uns eindringt und heimisch wird, man denke an den besten Kriegerroman „Der spanische Pachthof“ von Mottram.

Horst Lange.

RAINER MARIA RILKE: BRIEFE UND TAGEBÜCHER AUS DER FRÜHZEIT (1899—1902).
Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Insel-Verlag, Leipzig, 1931. Leinen 7,50 RM.

Rilke: wie aus einem fernen Dunkel kommend, hineinwachsend in die Weite und Kraft seiner Einsamkeit. Was zwei große Reisen nach Rußland für sein Leben und Schaffen bedeuteten, zeigt der jüngste Briefband, der zudem kostbare Tagebuchblätter bietet. Rußland, der Dichter gesteht es immer wieder, ist ihm Heimat und Himmel. Nach der Rückkehr fühlt er sich bestärkt und bejaht in sich. Die Landschaft, die ihn dort umgab, sucht er nun in den Raum seines Wesens einzufügen, damit sie ihn in Wirklichkeit umstelle, damit er, was ihm halb Erinnerung, halb Ahnung, mit allen Sinnen fassen könne. Mag er die Natur schildern,

Fragen des Lebens und der Kunst berühren, sich Rechenschaft ablegen von Erfahrungen, Entdeckungen, Begegnungen mit andern: die Worte, die den Zauber Rilkescher Prosa bergen, klingen in uns nach, wir werden hinausgehoben über uns selbst. Den Schlesier fesseln besonders die Äußerungen über die Brüder Hauptmann. Rilke würdigt Carls „reines und feines Wesen, dessen Duft nicht mehr verloren geht“. Zu der oft gedankenbeschwerten Lyrik gewinnt er kein Verhältnis, aber an das Drama „Ephraims Breite“, dessen Aufführung er in Hamburg beiwohnte, knüpft er Betrachtungen in der ihm eigenen feinsinnigen Art. In einem Briefe an Gerhart gibt er seiner Bewunderung für „Michael Kramer“ Ausdruck. Der Dichtung sind viele Seiten des Tagebuches gewidmet, die in dem Satz gipfeln: „Wer den Tod nur recht versteht und feiert, der macht auch das Leben groß“. Diese Worte beleuchten noch einmal Rilkes Streben, sie offenbaren auch den Geist der in dem neuen Bande vereinten Briefe und Aufzeichnungen.

Helmut Wocke.

GERHART POHL: VORMARSCH INS XX. JAHRHUNDERT. Zerfall und Neubau der europäischen Gesellschaft im Spiegel der Literatur. Wolfgang Richard Lindner-Verlag, Leipzig.

Der Verfasser, der sieben Jahre lang Herausgeber der bekannten kritischen Monatsschrift „Die neue Bücherschau“ war, legt in genanntem Buche eine Zusammenstellung verschiedener Darstellungen, Analysen und Polemiken vor, in denen er versucht, die künstlerischen und literarischen Probleme der Gegenwart zu dem geschichtlichen Ablauf in Beziehung zu setzen. Der geistige Vormarsch ins XX. Jahrhundert wird nicht zusammenhängend dargestellt, sondern in einzelnen Aufsätzen — offenbar bei verschiedenen Anlässen verfaßt — wie durch Stichproben gekennzeichnet. Trotzdem gewährt das Buch einen fesselnden Überblick über die Entwicklung von den Anfängen einer soziologisch interessierten Dichtung bis zur jüngsten Gegenwart. Die einseitige Stellungnahme des Autors in politischer Hinsicht mindert das Interesse an dem Buche nicht; denn die kulturpolitischen Aufsätze verraten ein lebendiges Gefühl für die tieferen Ursachen der großen gesellschaftlichen Umschichtung (siehe die Abschnitte: „Gibt es eine proletarische Dichtung?“, „Die seelisch-geistige Entwicklung des Proletariats“ und „Fünf Briefe an einen Zwanzigjährigen“). Die Porträts einiger an der geschehenen Entwicklung beteiligten Männer (Balzac, Zola, Eça de Queiroz, Hamsum, Arno Holz, Heinrich Mann u. a.) werden mit starkem Verantwortungsgefühl gezeichnet. Vieles, was des Besprechens wert gewesen wäre, ist freilich hier nicht behandelt, gelegentlich auch verleitete Überzeugung von der Richtigkeit seines Standpunktes oder rhetorischer Schwung den Autor zu allzu kühnen Behauptungen. Zum Beispiel ist es wohl heute noch nicht mit Sicherheit festzustellen, wo und mit welchen Hauptzielen die bedeutendsten Vertreter der jüngsten Dichtung zu suchen sind. Und so werden manche der in dem Buche aufgestellten Behauptungen vielleicht später abzuschwächen sein. Aber trotzdem oder gerade deshalb findet der geistige Entwicklungszustand unserer Zeit in diesem Buche eine überraschend scharfsichtige Kennzeichnung. D. W.

Schlesisches Himmelreich

Die Kirchweih

In den schönen Sagen und Märchen aus Oberschlesien, die, von Elisabeth Grabowski † gesammelt und herausgegeben, in Neu-Auflage in Priebatsch's Buchhandlung, Breslau erschienen sind, fanden wir die nachfolgende heitere Geschichte.

Petrus traf eines Tages auf seinen Wanderungen den Teufel, der ihm seine Begleitung anbot. Petrus wies ihn nicht ab. Sie wanderten durch die dichten Beuthener Wälder, vom Morgen bis zum Abend. Da kamen sie in ein Dorf. Der Weg zweigte hier nach zwei Seiten ab; von einer Seite her hörte man Kinder weinen, von der anderen Tanzmusik. Petrus fragte den Teufel: „Wohin sollen wir gehen?“

„Natürlich zur Tanzmusik“, erwiderte der. Petrus lächelte und tat ihm den Willen.

So gingen sie der Richtung nach, aus der die Tanzmusik kam. Sie kamen in ein Gasthaus, das voller Menschen war; der Wirt hatte keine Herberge für sie.

„Wir feiern Kirchweih heute, wollt ihr oben auf dem Zigeunerofen schlafen, dann meinewegen“, sagte er und wies auf den mächtigen Ofen, der in der Schankstube stand.

Die beiden Reisenden waren zufrieden und kletterten auf den Ofen. Der Teufel zupfte Petrus am Rocke und bat: „Laß mich vorn liegen und lege du dich hinten hin. Du bist mehr müde als ich, ich möchte ein bißchen zusehen.“

Petrus tat ihm den Gefallen, nahm seinen Rosenkranz und betete; der Teufel aber freute sich an der Lust der tanzenden Bauern. Die stampften die Diele und schrieten: „Juchuhu, juchuhu . . .“

Da warf der Teufel einen Tannenzapfen unter die Menge, ein Paar purzelte darüber und sofort entstand eine Schlägerei. Der Teufel hatte seine Freude daran, klatschte in die Hände und schrie: „So ist's recht! Nur zu, nur zu . . .“

Das hörte ein Bauer, der gerade seine Hände frei hatte. Er rief: „Was schreist du da oben, nur zu, nur zu . . . na warte . . .“

Mit einem Satze war er beim Ofen, holte sich den Teufel herunter und prügelte ihn tüchtig durch.

„So, nun hast du dein: Nur zu . . .“

Der Teufel kroch heulend auf den Ofen zurück und sagte zu Petrus: „Ich habe nun schon genug gesehen, leg' du dich jetzt vorne hin.“

Petrus lächelte und tat ihm den Gefallen. Die Bauern hatten sich versöhnt, tanzten und schrien von neuem: „Juchuhu, juchuhu . . .“

Das ging eine Weile so; die Dielen zitterten, die Fenster klirrten von dem Gestampf. Da stieß einer der Tänzer an einen anderen an, daß der hinfiel.

Er sprang auf und schrie: „Ein Bein willst du mir stellen? Na wart, du Lump!“

Bald war wieder die schönste Prügelei im Gange. Der Teufel duckte sich und muckte nicht. Nachdem die Bauern einander gehörig braun und blau geschlagen hatten und keine Lust mehr verspürten, sich weiter zu unterhalten, stellte der Sieger sich in der Mitte der Schankstube auf, spreizte die Beine, stützte die Hände in die Hüften und rief: „Nun habt ihr alle was abbekommen!“

Da rief einer aus der Menge: „Nee . . ., der dort hinten auf dem Ofen liegt, der hat noch nichts bekommen . . .“

Da holten sie den Teufel zum zweiten Male herunter und verprügelten ihn, daß es eine Lust war. Ganz zerschlagen humpelte er auf den Ofen zurück und sagte heulend zu Petrus: „Das nächste Mal wollen wir doch lieber dorthin gehen, wo die Kinder weinen.“

Der Maler

Zu Adolf von Menzels 60. Geburtstag wurde ein feierliches Abendessen im „Kaiserhof“ in Berlin gegeben. Alle Behörden waren zugegen, selbst der Kaiser hatte sich durch einen Adjutanten vertreten lassen und angeordnet, daß Menzel in einer Galakutsche in das Hotel und nachher wieder nach Hause gefahren werden solle.

Alles wartete und wartete, man wurde allmählich nervös, aber Menzel erschien nicht. Schon befürchtete man, es sei dem Meister etwas zugestoßen. Einige Herren machten sich auf den Weg, um nachzusehen, was nun eigentlich los sei.

Als sie vor seinem Hause angelangt waren, sahen sie zu ihrem Erstaunen den Meister damit beschäftigt, die vorgefahrene Hofkutsche mit den Rappen zu zeichnen.

Einer der Herren stellte sich Menzel vor und machte ihm den leisen Vorwurf, daß er die Gesellschaft so lange im Hotel warten lasse.

Menzel aber wurde fuchtig: „Was wollen Sie denn von mir? Menschen, die ein Abendessen verschlingen und dabei langweilige und einschläfernde Reden halten, habe ich schon oft gesehen und werde ich noch oft sehen; aber ein Paar so prachtvoller Pferde wie diese hier in einer so prachtvollen Beleuchtung, die sich so wundervoll in dem nassen Asphalt spiegeln, finde ich vielleicht niemals wieder!“

(Schles. Zeitung)

Scherz im Leid

Wenn der alte Vater unseres Usinger-Karle sich von einem Hustenanfall knapp erholt hatte, sagte er gern: „Herz und Lunge gesund — nur die verfluchten Beene!“ — Er starb kurz darauf an Schwindsucht.

(Aus dem Bunzlauer Heimatkalender)

Schauspiele
Opern
Filme

Vorträge
Bilder
Bücher
Konzerte
Reisen

zu niedrigsten Einheitspreisen durch die

Breslauer Volksbühne

Geschäftsstelle: Schweidnitzer Straße 8a (Woolworthhaus), Eingang Karlstraße
Mittwoch und Sonnabend: 10—19 Uhr, sonst 10—14 und 16—19 Uhr

Tatsache ist:
1. tens, das Apotheker **Kluges**
Echt Warmbrunner Nerven-Balsam,
hergestellt aus Gewirgskräutern, das besterprobte Mittel ist bei:
Ischias, Gicht, Norven-Herz- u. Rheumaleiden
2. tens, das **Warmbrunner Pillen (Abfuhrpillen)**
hergestellt aus Pflanzen-Extracten, sich äusserst
bewährt haben bei:
Hämorrhoidalbeschwerden,
Gallenleiden, trägem Stuhl,
Fettsucht, bei Blut-
reinigungskuren.

Apotheker **G. Kluge**, Schloss Apotheke, Bad Warmbrunn i. Riesengeb.
Bezug direkt u. durch andere Apotheken.

Besonderer Beachtung

empfehlen wir den der
vorliegenden Ausgabe
beigelegten Prospekt der

Verlagsbuchhandlung
Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1
über **Moeller van den Bruck:**
Das ewige Reich

Fast für ein Drittel des Preises

erhalten Sie von uns die nachstehenden 7 Werke in vollständig neuen Exemplaren

Die geschichtlichen Sagen Schlesiens herausgegeben von der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde von Professor Dr. R. Kühnau, statt 14.— Mk. 6.80 Mk.

Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten
von Karl Rother, Gr. Quartband statt 25.— Mk. 9.80 Mk.

Kardinal M. v. Diepenbrock und die Herzogin von Sagan
von Professor Herm. Hoffmann der vertrauliche Briefwechsel, Leinenband 4.50 Mk. / 2.25 Mk.
Herausgegeben von der historischen Kommission

Lope de Vega und seine Zeit die hervorragende Monographie über den großen Spanier von Professor Dr. M. V. Depta, Leinen 9.— Mk / 3.80 Mk.

Breslauer Kirchen mit 100 großen Bildtafeln von H. Götz. Text von Provinzialkonservator A. Hadelt. Großquartband 15.— Mk. / 4.80 Mk. (In Leinen 5.80 Mk.)

Breslauer Bischöfe
mit 50 Bildtafeln. Text von Dr. K. Kastner. Großer Band 9.— Mk. / 2.85 (In Leinen 3.85 Mk.)

Die Marien- und Bildsäulen Schlesiens 175 Seiten und 24 Bildtafeln, herausgegeben von der Historischen Kommission, Leinenband 6.80 Mk. / 3.80 Mk.

Nur solange Vorrat

Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau 1

Albrechtstraße 46

ZUM 70. GEBURTSTAG VON
GERHART HAUPTMANN

Soeben erschienen die folgenden neuen Werke und Ausgaben:

DAS DRAMATISCHE WERK

Gerhart Hauptmanns sämtliche 33 Dramen

3000 Seiten · In 2 Leinenbänden 16.—, in 3 Leinenbänden 18.— RM

**GERHART HAUPTMANN / UM VOLK UND GEIST
ANSPRACHEN · Geh. 4.50, in Leinen 6.50 RM**

In den auf Freundeswunsch hier gesammelten Ansprachen erhebt der Dichter seine Stimme, ergreifend einfach, entschieden und seherisch zugleich: Volk und Geist sind ihm die innigste Gnade der Natur, die tägliche Hoffnung und ewige Aufgabe, um in der Heimat die Welt und in der Welt die Heimat zu vollenden.

GERHART HAUPTMANN / DER KETZER VON SOANA

Die neue illustr. Ausgabe mit 14 Radierungen von H. Meid. Geh. 4.—, Lein. 6.50 RM

Eine Wandlung ist der Sinn der Erzählung, eine heilige Wandlung in Fleisch und Blut, die Wandlung eines jungen asketischen Dorfpriesters in einen Liebenden, eines Blinden in einen Sehenden, eines Eifernden in einen Seienden.

Hans Reisiger, Nordd. Allg. Ztg.

**HANS VON HÜLSEN / GERHART HAUPTMANN
SIEBZIG JAHRE SEINES LEBENS, Mit 47 Abb. geh. 2.—, kart. 2.50 RM**

Das Bild des Freundes, des Menschen Gerhart Hauptmann, steigt in diesen Blättern herauf, zusammengefügt aus vielfachen Einzelzügen, die die Unmittelbarkeit des Selbsterlebten, des Dabeigewesenseins, des dem lebendigen Menschen Abgewonnenen haben. Es ist die offene und lautere Spiegelung von Hauptmanns tatsächlichem Leben, dem alle farbige Natürlichkeit belassen ist.

Der Mittag, Düsseldorf

J. CHAPIRO / GESPRÄCHE MIT GERHART HAUPTMANN

Geh. 4.50, kart. 5.—, Leinen 6.50 RM

Klima und Rhythmus dieser Dialoge zwischen einem gütig einfachen Sprecher und einem klugen Zuhörer lassen uns teilhaben an jener Gegenwart des Hauptmannschen Alltags, die durchwirkt ist von kampfgereifter Erkenntnis und Erfahrung aus vielen Jahrzehnten.

Verlangen Sie kostenlos unseren Gerhart-Hauptmann-Festkatalog mit Aufsätzen, Aphorismen, Bildern und Angaben über das gesamte Schaffen des Dichters

S. FISCHER VERLAG / BERLIN W 57



Eine deutsche Frau erlebt Sowjetrußland

Don Helene v. Watter

Nichts tritt in Rußland so sehr in Erscheinung wie der Verfall von Gebäuden und Wohnungen. Seitdem der Staat die Häuser enteignet hat, werden sie, meist in Häuserblöcke zusammengefaßt, gemeinsam verwaltet, wobei der Rest des Mietzinses nach Abzug der Steuern, Versicherungen, Wasser- und Beleuchtungsgebühren zur Instandhaltung verwandt werden soll. Wie wenig dabei übrig bleibt, erfährt man daraus, daß auch die nötigsten Reparaturen nicht gemacht werden. Daß überall der Fuß abbröckelt, daß Balkenstüben und Dachrinnen halb verrostet herunterhängen, ist noch das wenigste. Die Schäden gehen noch tiefer. Die Dächer, selbst an den als Museen verwandten Palästen, sind äußerst schadhast und lassen Regen durch. Aber auch die Kellergewölbe und Mauern sind nicht mehr intakt. An einzelnen Stellen wird sogar durch Anschlag gewarnt, wegen Einsturzgefahr den Bürgersteig zu betreten. In diesem Zustande sind nun nicht nur die einfachen, billig erbauten oder alten Häuser, rein, selbst bei Palästen und anderen stabil errichteten Gebäuden wundert man sich bald nicht mehr über immerwährenden Steinerschlag, der den Passanten auf Bürgersteig und Straße bedroht. Überall liegt Schutt und Gerümpel. Nichts von dem Verfallenen wird weggeschafft, so daß ein Bild der grauenhaftesten Verwüstungen sich dem Auge darbietet, sobald man einen Hof betritt. Selbst bei den alle paar Jahre wiederkehrenden „Erneuerungskampagnen“, wie der geschwollene Ausdruck in der Sowjetsprache heißt, wird nur oberflächlich auf den Häuserfronten, beiseite nicht hinten oder auf den Seiten, neuer Kalk aufgestrichen; irgendeine gründliche Reparatur, die doch so notwendig wäre, findet nicht statt. Ob man allmählich nicht doch merkt, daß der Aufbau viel, viel langsamer geht als Einsturz und Verfall? Wenn man sieht, daß, während man vier Jahre lang in Moskau an einem Häuserblock für achthundert Wohnungen baut, viele Tausende von Wohnräumen in alten Häusern zugrunde gegangen sind. Dabei sind all diese Häuser, selbst die Paläste, nicht unbewohnt, sondern im Gegenteil überfüllt im Gegensatz zu früher. Auch das ist eine zwingende Folge des Niederganges. Es fallen eben jährlich bedeutend mehr Wohngelegenheiten aus, als das bei normalen Erhaltungsmaßnahmen der Fall wäre. Was neue Bauten anbelangt, so spielen diese zahlenmäßig heute überhaupt noch keine Rolle. In erster Linie werden überall Warenhäuser, Bürogebäude und dergleichen erbaut. In letzter Linie erst Wohnhäuser und auch diese nur in Einhalbbacksteinbreite, um aus einem zusammengefallenen Haus mit dem Rest der Ziegel ein neues entstehen zu lassen. Kein Wunder also, daß die Wohnungsnot von Jahr zu Jahr unerträglicher wird. Die völlig vorhanglosen Fenster bieten Gelegenheit, in die Innenräume mehr als genug hineinzuschauen. Kleine Räume mit vier Lagerstätten, aber nicht etwa mit vier Betten, sind an der Tagesordnung. Und nun das Mobilar! Ich habe Wohnungen von Geistesarbeitern gesehen, denen nur eine aus rohem Tannenholz zusammengenagelte Holzpritsche als Bett diente. Schränke und Kommoden sind Seltenheiten. Man ist froh, wenn die nötigen Tische, Stühle und Lagerstätten überhaupt vorhanden sind.

Leseprobe aus dem Buch über zwei unbeaufsichtigte Studienreisen (1929 und 1931) in Rußland von H. v. Watter, „Eine deutsche Frau erlebt Sowjetrußland“ mit 30 Photos in Leinen RM. 2,75, kartoniert RM. 2,20, das soeben im Bergstadtverlag, Breslau erscheint.

DIE VOLKSWACHT

größte sozialdemokratische Tageszeitung des Ostens

ist das Blatt der
**Arbeiter, Angestellten
und Beamten**

►
Anzeigen
haben stets Erfolg

Wer die Glatzer Bergheimat liebt, tritt dem Glatzer Gebirgsverein (G. G. V.) bei

Der G. G. V.

1881 gegründet, umfaßt z. Zt. 64 Ortsgruppen und eine stattliche Zahl Jugendgruppen mit zusammen 8000 Mitgliedern.

Der G. G. V.

ist bestrebt, das Interesse für die Grafschaft zu beleben, das Verkehrswesen zu bessern, das Wandern in den schönen Bergen zu fördern.

Der G. G. V.

unterhält daher zahlreiche Gebirgswege, Aussichtstürme, die Wegebezeichnung und zwei Gebirgsbauten: die Hindenburgbaude in Grunwald bei Bad Reinerz sowie die Brandbaude bei Habelschwerdt.

Der G. G. V.

pfllegt die Heimatforschung und Volkskunde, er fördert die Glatzer Heimatbücherei, er schuf und unterhält das Glatzer Heimatmuseum und baut es durch Neuerwerbungen ständig aus. Die reich illustrierte Vereinszeitschrift: „Die Grafschaft Glatz“ erscheint jährlich in 6 Heften, die den Mitgliedern frei und unentgeltlich zugehen. Mitgliedsbeitrag jährlich 3,50 RM. Meldungen sind zu richten an die Ortsgruppen oder an den Hauptvorstand in Glatz. Postscheck-Konto Breslau 14110.

Der Hauptvorstand des G. G. V.

Bürgermeister Goebel, Glatz, 1. Vorsitzender.
Tierarzt Roemer, Geschäftsführer,
Glatz, Neulandstr. 1, Fernruf Glatz 2110

„Wo ihr's paßt, da ist es interessant. Möge das Werk die Aufnahme bei den Deutschen der Gegenwart finden, die es verdient“ Hamburger Fremdenblatt

Ein Jahrtausend deutscher Kultur im Bilde 800—1800

Herausgegeben von Dr. Walther Hoffstaetter, Hans Reichmann, Johannes Schneider
VIII, 144 Seiten Gr. 4^o, 352 Abbildungen mit einführendem Text,
Leinenband (14,80) RM. 13,50

Inhaltsübersicht: Eltern und Kinder / Geburt / Taufe / Kinderpflege und Spiel / Das Liebespaar / Hochzeit / Gesinde / Tod und Begräbnis / Geistes- und Körperpflege / Handel / Verkehr und Verkehrsmittel / Sahrendes Volk / Handwerker bei der Arbeit / Die Arbeit des Landmanns / Ritterspiel / Tafelfreuden / Tanz / Musik / Gesellschaftsspiele / Theater / Fastnachts- und Volksbelustigungen / Urteilsfindung / Rechtsitten / Strafen / Allerlei Aberglaube und religiöser Massenwahn.

Ein ganz prächtiges Werk, wer nur einiges Interesse an dem deutschen Volksleben der Vergangenheit hat, wird es immer wieder gern zur Hand nehmen
Monatshefte für deutschen Unterricht

Es ist ein Genuß, die Bilder an sich vorüberziehen zu lassen, sich beim Betrachten in den Geist der Zeiten zu vertiefen, hinter der äußeren Erscheinung dem Geiste nachzuspüren. Ein prächtiges Werk. Neue Bahnen

Ein Prachtwerk für Freunde geschichtlicher Bildkunst, für Geschenk- und Bibliotheks- zwecke. Oesterreichische Pädagogische Warte

Bezug durch alle Buchhandlungen

Julius Klinkhardt
Verlagsbuchhandlung in Leipzig

JULIUS BAB

Die Devrients

GESCHICHTE EINER DEUTSCHEN THEATERFAMILIE

360 Seiten, viele Bilder / Ganzleinen RM. 12.—

Soeben erschienen!

Dank der erstaunlichen Talentvererbung innerhalb der Familie Devrient ist ihre Geschichte zugleich ein Stück deutscher Theatergeschichte.

Auf den großen Ludwig, den Freund E.T.A. Hoffmanns, im Tragischen wie Grotesken vielleicht den reinsten Schauspieler überhaupt, folgt eine Reihe weiterer Leuchten der Schauspielkunst bis auf Max Devrient, der noch in unseren Tagen am Burgtheater in Wien eine bedeutende Rolle spielte.

So gleicht die Chronik einer Höhenwanderung durch das deutsche Theater eines Jahrhunderts. Mit merkwürdigen Männern und Frauen erleben wir in großartigen Abwandlungen den dämonischen Zwang zur Bühne.

Kampf um deutschen Lebensraum

Eine kolonial-politische Betrachtung von Paul Schnoeckel u. Artur Stegner

Preis geheftet RM. 0.50

Soeben erschienen!

In gedrängtester Form die Geschichte und Entwicklung unserer Kolonien bis zu deren Raub auf Grund der Kolonialschuldfrage und des Bruches der 14 Punkte durch den Versailler Zwangsvertrag. Der korrekte Erwerb, die gute Verwaltung unserer Schutzgebiete sowie die fruchtbaren Wechselwirkungen zwischen Kolonial- und Volkswirtschaft werden nachgewiesen, die gegenwärtige Rechtslage (Mandatsbegriff) erläutert.

Ausgezeichnet, überzeugend die Tendenz des kleinen Werkes: Der kontinentale, in seiner Zonengebundenheit einseitig produktionsfähige Rumpfkörper Deutschland braucht dringend überseeischen Raum!

Kolonien sind nicht mehr Zuschußgebiete; sie bedeuten bei der heutigen Erdgleichzeitigkeit: Notwendiges Land zur Siedlung, zur Rohstoffgewinnung und für den Absatz.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW7